Biogr.
1283
-37-

Biogr. 1283 (37

<36606665880010

<36606665880010

Bayer. Staatsbibliothek

Biogr.
1283/37

Rettelbeck.

Von

W. Alexis (W. Häring).

Berlin, 1855.
Verlag von Carl Barthol.

Nettelbeck.

Von

W. Alexis (W. Häring.)

Berlin, 1855.
Verlag von Carl Barthol.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.
Bayerische
Staatsbibliothek
München

Joachim Nettelbeck.

Von W. Alexis (W. Häring).

An einem ſchönen Sommertage, Nachmittags um vier Uhr des Jahres 1748 rief ein klägliches Geſchrei, das aus der Luft zu kommen ſchien, die Einwohner von Colberg an die Fenſter. Es war die Stimme eines Kindes, das in der gräßlichſten Seelenangſt um Hülfe ſchrie. Zu Zeiten kommen wohl große Adler und Raubvögel aus Norwegen im Sturm über die See, aber Colberger Bürgerkinder rauben ſie nicht; und es war kein Sturm, ſondern warme, laue Luft, als wäre das Gold der Sonne flüſſig worden, und ſchmiegte ſich wie ein Balſam um die Glieder der Creatur. Kein Blättchen regte ſich, und es wäre kein Drache über die Dächer geſtiegen.

Aber von den Dächern kam es. Auf der Spitze des hohen alten Domes, der weithin ragt über die niedrigen Häuser der Stadt, saß ein Knabe rittlings, das eine Bein hier, das andere drüben, und klammerte sich mit den Händen an den kupfernen Reifen fest. „Daß Gott erbarm! schrie Einer, der ihn erkannte, das ist Spärke's David." „Wie kommt der Unglücksjunge da'nauf!" — „Da ist ja noch Einer," rief ein Anderer, die Hand über den Augen. Wer an und auf der See lebt, hat ein scharfes Gesicht; doch mocht er ihn nicht sogleich erkennen, denn der zweite Knabe kam rücklings vom Giebel her geritten, lustig und schnell als wär's auf einer Stange und zwei Fuß unter ihm grüner Rasen. Er wollte dem Kameraden beispringen. Aber wie konnte er's! der saß fest und er auch. Vorbei konnt er nicht; er hätte ihn hinunter stoßen müssen.

Aber da er sich zu dem Andern umwandte: „Plärre nur nicht David, das hilft nichts," erkannten sie ihn unten: „Das ist Jochem, — Brauers Jochem! der Blitzjunge! habe ich's doch gedacht!" Da wollten es noch Andere gedacht haben. „Der hat ihn verführt, für sich hätte Spärke's David es nicht gethan!" — „Der Rücken muß ihm noch blau sein, meinte ein Dritter, so schlug der Vater zu, und sitzt schon wieder oben."

Freilich hatte Jochem den Andern verführt; aber David hatte sich gern verführen lassen. Jochem ging nicht gern in die Schule, denn seine Tauben waren ihm lieber; aber seit er mit des Glöckners Sohn Freundschaft geschlossen, däuchte ihm das Dach mit dem Taubenbrett nicht hoch genug. Er ließ die Tauben fliegen, und kletterte lieber, wenn keine Schule war, auf den Boden der großen Domkirche, ins Sparrwerk und in die Balkenverbindungen bis hoch unter das kupferne Dach. In der gewaltigen Verzimmerung des großen Gebäudes verirrten sie sich oft so, daß Einer vom Andern nichts wußte. Und wenn sie sich wieder fanden, was wußte jeder dem Andern zu erzählen, was er in den dunkeln Winkeln gesehen, in den Stäubchen, die im Sonnenstrahl tanzten, wie wunderbar hatte die Luft gerochen, und wie hatte der Wurm im Gebälk geflüstert! Aber bald war auch das Wagestück nicht genug. Sie kletterten inwendig auf den Thurm, an dem Holzgespunde von Riegel zu Riegel, bis es so spitz ward, daß sie nicht weiter konnten.

Nun wollte Jochem versuchen, da das Klettern drinnen so schön

ging, wie es sich draußen klettern lasse. In freier Luft mußte es ja ganz anders sein. Bei den Glocken stieg er aus den Luken auf das Gerüst, von da auf die Firsten des kupfernen Kirchendaches. Es ritt sich prächtig; vom Thurme kam er bis zum Giebel und wieder zurück, und war selig. Nur dauerte die Seligkeit nicht lange. Hunderte, und sein Vater darunter, hatten es von unten gesehen und auf große Freude folgte großes Leid, damals schon.

Aber Schmerzen sind bald verschmerzt, wenn man erst zehn Jahr alt ist. Und David, der es damals noch nicht gewagt, hatte so große Lust, es auch zu versuchen. Und heute war der Vater verreist, und die Sonne und die Vögel in der blauen Luft lockten ordentlich. — Jochem war vorangestiegen, flink und sicher, und David folgte bis — bis ihm schwindelte, eine Angst, die er nie gekannt, ihn ergriff. Er glaubte links, er glaubte rechts zu stürzen; ein kalter Schweiß lief von der Stirn bis zur Zeh; er preßte die Hände an die Kupferreifen, daß sie sich bogen; er konnte nicht hinuntersehen, in die ungeheure Tiefe, auf die kleinen Menschen, er schloß die Augen, schrie, und hätte gewünscht, daß Dach und Kirche unter ihm bis in die Grüfte versänken.

Während die Bürger unten dachten und sprachen, war Einer auf den Thurm hinaufgestürzt, es war der Glöckner. Der warf ein Seil mit einer Schlinge nach dem Knaben; es war ein glücklicher Wurf. Jochem, der sich auf der Firste ganz umgedreht, half es ihm um den Leib binden. So ward David rücklings nach dem Gerüst gezogen und hinauf gewunden. Jochem ritt und kletterte munter nach, aber nicht so munter stieg er die sichern Treppen hinab. Wem zittern nicht etwas die Kniee, wenn er zu Gericht geht, und er hat zum zweiten Mal gesündigt?

Siebenzig Jahr nachher, als ein achtzigjähriger Greis, schrieb Jochem in sein Erinnerungsbuch: „da gab es denn rechtschaffene aber verdiente Prügel.“ Die kamen vom Vater; der Lehrer aber meinte, es müsse zu Nutz und Lehre der übrigen Schulkameradschaft auch ein anderweitiges Beispiel statuirt werden, und Jochem ward drei Tage lang, jeden Nachmittag, wenn die Schulzeit abgelaufen, in den Karzer gesperrt, und immer erst Morgens, wenn die Schule anging, wieder herausgelassen. Da hatte er recht Zeit, in dem finstern Loche, wo kaum ein Sonnenstrahl hineinfiel, um mit dem Staube zu spielen,

an das hohe Kirchendach zu denken, wo er frei wie ein König sich schaukelte und in das blaue Firmament und die blaue See mit ihren weißen Segeln schauete! — Für Spott durfte er auch nicht sorgen. Wenn er Morgens herausgelassen ward, standen die andern Schulbuben schon da, und ätschten und lachten ihn aus: „Jochem will Schiffer werden! darum segelt er auf dem Kirchdach!“ Und wie verzehrten sie, ihm zum Hohn, ihr Frühstück! Er durfte nur ein Mal Mittags bei Vater und Mutter essen, und es reichte nicht aus bis zum andern Mittag, denn er hatte schon einen wirklichen Schiffer-Appetit. Nur einmal steckte ihm ein gutherzig Mädchen, Dörtchen Seeland, ihre Semmel zu; das Kind konnte es aber nicht so heimlich thun, daß es die Andern nicht sahen. „Die hat ihm eine Semmel zugesteckt,“ hieß es. Der Lehrer mußte sie confisciren. Dörtchen weinte, Jochem weinte. Da gab ihm der Lehrer die Semmel heimlich wieder. Wenn's ein Roman wäre, was ich erzähle, so hätte Jochem sein Dörtchen nachher heirathen müssen; aber es ist Alles Wahrheit, und so kann ich nur berichten, daß Dörtchens wohlhabende Eltern nachher arm wurden, und auswandern mußten nach Rußland. Da traf sie viele, viele Jahre nachher Jochem, und es freute ihn wenigstens, daß er dem blassen, gealterten Mädchen die Semmel vergütigen konnte.

Hatte denn Jochem die Prügel, das Karzer, den Hunger und den Spott verdient? Er selbst sagt: ja; und so müssen wir's glauben. Aber warum war er denn in's Gebälk von Kirche und Thurm geklettert, warum übte er sich, in der schwindlichen Höhe auf der Dachfirste zu rutschen? — Der Knabe hatte nur *einen* Gedanken: er wollte Schiffer werden. Darum, seit er Höschen trug, fiel ihm kein Holzspahn, kein Stückchen Baumrinde in die Hände, daß er es nicht mit Segeln von Federn oder Papier ausrüstete, und auf Rinnsteinen, Teichen, oder in der Persante sein Schiff treiben ließ. In strengen Winternächten schlich er aus dem warmen Bette auf den Wall und maaß nach Anleitung einer alten holländischen Steuermannskunst die Entfernung der Sterne vom Zenith. Auf *den* Schiffen aber konnte er nicht klettern, nicht lernen, wie man des Schwindlichwerdens Herr wird. Jochem ertrug ruhig und vergnügt Schläge, Finsterniß und Hunger, und er dachte, es sind meine Lehrjahre. Daß er im Gespund des Domthurms wie ein Iltis zu Hause war, hat nach 30 Jahren

noch seine Vaterstadt Colberg vor unverwindlichem Schaden bewahrt. Der Blitz schlug in die Spitze, es brannte lichterloh; Thurm, Kirche, Stadt waren in Gefahr, und Niemand wußte zu helfen. Da kletterte Jochem mit Eimer und Spritze bis dahin, wo keiner vor ihm sich hingewagt, und löschte unter einem Kohlenregen und Funkensprühen, das ihn bis auf die Knochen verbrannte, das Feuer.

Jochem hat aber mehr gerettet, als den Thurm der Domkirche. Er hat gegen sechszig Jahr nachdem er da auf der Dachfirste sich umschaute, von Colbergs Thürmen und Mauern sich nach dem Feinde umgeschaut, und die Festung Colberg seinem Vaterland und Könige gegen die Franzosen retten helfen. Der Knabe Jochem ward der

berühmte Seefahrer Joachim Nettelbeck, der erste Königlich Preußische Schiffscapitain, der Vertheidiger Colbergs an Gneisenaus Seite, ein Kernmann und Bürger, im Vaterland berühmt und weit darüber hinaus. Als er schon über 80 Jahre alt war, hat er seine Lebensgeschichte aufgeschrieben, die vor 30 Jahren gedruckt wurde, und Jung und Alt kann noch heute daraus lernen. Sie ist, wer sollte es glauben, so voller wunderbarer Begebenheiten und überraschender Wendungen, daß mancher Leser denken möchte, es wäre ein Roman. Man braucht nicht die hundert englischen Seeromane zu lesen, hier findet man dasselbe, was sie erdichten, und Alles ist wirklich geschehen. Der alte Mann hat ein Gedächtniß für alles Gute, aber auch für das Schlimme, er hat so viel Tüchtiges gethan, wie wenige Bürger in so langem Leben, er verschweigt aber auch nicht, wo er etwas Dummes that, und schilt sich selbst, Andern zu Lehre und Nutz, wenn sie es annehmen wollen. Mit festem Glauben an seinen Gott, der über ihn wacht, geht er in den Sturm, durch Eis und Feuer und die Schlechtigkeit der Menschen, wo die Noth am größten, ist immer die Hülfe am nächsten. Er betet auch, und dankt seinem Gott nach überstandenen Fährlichkeiten, aber wo es zum Schlimmsten kommt, meint er, der liebe Gott habe uns die Hände gegeben, zuerst um selbst anzugreifen, wo es noth thut, und den Kopf, um uns selbst zu helfen. Aus diesen vielen Geschichten des Seefahrers wollen wir nun einige erzählen, da für alle nicht Platz ist, obschon Alles, was er uns, in gemächlicher Breite, wie es alter Leute Art, mittheilt, wohl des Anhörens werth ist.

Als 11jähriger Junge ging Jochems sehnsüchtiger Wunsch in Erfüllung. Auf seines Oheims Schiff, der Susanna, als Kajütenwächter angestellt, machte er seine erste Seereise nach Amsterdam. Welche neue Welt sah er da von ungeheuren Seeschiffen, auf denen täglich getrommelt, gepaukt, trompetet, mit Kanonen geschossen wurde! Unter seinen Schiffsleuten galt der Glaubensartikel: wer nicht von Holland aus auf dergleichen Schiffen gefahren, könne auch für keinen rechtschaffenen Seemann gelten. Grade das war aber sein ganzes Sinnen und Denken. Wovon das Herz voll, davon ging der Mund ihm über. Der Oheim sagte, er müsse nicht klug im Kopfe sein. Da zog es hin, er konnte nicht mehr widerstehen.

Nächtlich sprang er, wie er ging und stand, in eine Jölle, ruderte nach einem Ostindienfahrer, von dem er wußte, daß er am Morgen in See stach, kletterte hinauf, indem er den Nachen fortstieß, und versteckte sich an Bord, bis man ihn fand und zum Capitain führte. Da gab es ein hartes Examen und Jochem log zum ersten Mal: er sei so hart von seinem Oheim behandelt, daß er's nicht aushalten könne, er wünsche in die weite Welt zu gehn, und wenn man ihn zurückschicke, möchte er lieber in die See springen. Seine Thränen, sein freundliches Gesicht erweckten das Mitleid. Der Capitain nahm ihn als Steuermanns-Junge mit, unter der Bedingung, daß er vom Texel aus an seinen Oheim schreibe und ihn um Verzeihung bitte. Der Brief ward geschrieben, kam aber nicht an; zu Hause galt er daher für todt. Der kleine Schelm hatte das auch so berechnet; es sollte heißen, daß er von der Jölle ins Wasser gefallen und ertrunken sei, darum hatte er nichts von seinen Sachen und Kleidungsstücken mitgenommen.

Der freundliche Capitain sorgte für Kleidung und gab ihm eine kleine Gage, auch sogar zwei Lehrmeister, nämlich zwei Neger: Matrosen aus Guinea, bei denen er die dort gangbare Negersprache ziemlich gut erlernte; denn — der Ostindienfahrer, auf dem er sich zu befinden glaubte, war ein ehrlicher Sklavenhändler. Der Sklavenhandel war aber damals ein ehrliches Geschäft.

Der 83jährige Mann entsann sich noch sehr genau, was dem 11jährigen Knaben auf der langen Fahrt nach der Küste von Guinea begegnete; da er aber später als reifer Mann diese Reise wieder gemacht, ist wohl da besser Zeit und Gelegenheit, seine Betrachtungen mitzutheilen. In 21 Monaten hatte Capitain Gruben 420 Sklaven eingekauft, nur 11 Mann im heißen Clima verloren, war dann nach Surinam hinübergeschifft, hatte die Sklaven glücklich abgesetzt und war mit Zucker und Kaffee nach Amsterdam zurückgekehrt.

Da erst erfuhren die Eltern in Colberg aus Jochems Briefe, daß er noch am Leben, und nun flogen Briefe auf Briefe, daß der Flüchtling auf der Stelle zurückkomme, denn — er war ja noch nicht eingesegnet! Zu Schiff kam er mit einem Landsmann denn auch wirklich zurück, und der Empfang des verlorenen Sohnes war zwischen großer Freude und ernsten Rügeworten getheilt. Wer zweifelt, daß das Herz der Eltern über ihren gerechten Zorn siegte. Aber nachdem er wieder

die Schule besucht, und mit 14 Jahren eingesegnet worden, hielt ihn nichts mehr auf dem festen Lande. Er gehörte in die See, wie der Fisch ins Wasser, und war als Matrose auf verschiedenen Schiffen bald in Dänemark und Schweden, bald in England und Schottland, in Holland und Frankreich zu finden.

Dies Leben war aber viel zu einförmig für seinen Sinn. Es dünkte ihm alles nur Küstenfahrten auf Nußschalen. Da verdung er sich 1754 in Amsterdam bei seinem Vetter, Capitain Blank, auf dessen Schiff Christina, um als Constabler, dann als Untersteuermann, wieder nach Surinam zu gehen. Surinam mit seinen undurchdringlichen Waldungen, während die Zucker- und Kaffeeplantagen nur an den breiten, dunstenden Flüssen und ihren todten Armen liegen, welche die einzigen Straßen bilden, war damals ein so ungesundes Land, daß von einer Schiffsequipage, in den vier Monaten, die sie in der Regel hier verweilte, gewöhnlich ein Viertel der Mannschaft starb. Und das war noch ein glücklicher Fall. Die Deutschen hielt es aber nicht ab, die zu Hause es nicht fanden, hier ihr Heil zu suchen. Man konnte Surinam damals mehr eine deutsche als eine holländische Colonie nennen, denn auf den Plantagen traf man unter hundert Weißen vielleicht neun und neunzig, die aus allen Gegenden Deutschlands zusammen gekommen waren. Sie waren fleißig, wurden wohlhabend, reich, sehr reich; aber sie haben auch da kein Deutschland gestiftet, sie wurden Holländer!

Zwei Brüder Kniffel, aus Belgard in Pommern, waren als gemeine holländische Soldaten dahin verirrt, aber Glück, Fleiß und Rechtlichkeit hatten sie zu Millionairs gemacht. Sie besaßen am Comandewynefluß zwei Kaffeeplantagen; die eine hieß Friedrichsburg, die andere, ihrer Vaterstadt zu Ehren, Belgard. In Paramaribo hatten sie eine ganze Straße erbaut, eine lutherische Kirche gestiftet und für ewige Zeiten dotirt mit den Einkünften der einen Plantage. Sie waren Mynheers vom größten Ansehn. Die deutschen Namen ihrer Plantagen mögen sich wohl erhalten haben, aber das deutsche Wesen konnten sie nicht erhalten.

Nettelbeck ward von ihnen wie ein liebes Kind aufgenommen und hätte sein Glück machen können, aber er wollte nicht reich werden und ein Schlaraffenleben führen; ihn trieb's in die Welt und zur Thätigkeit. Auch war er ein zu guter Preuße, um ein Holländer

zu werden. Aber die alten Mynheers Kniffel blieben ihm beide Freunde, und in späten Jahren war es grade ihm aufbehalten, das Glück einer andern Person zu machen, was ihm in seinem Alter lohnender däuchte, als wenn er für sich die reiche Erbschaft erschlichen hätte.

Aus der warm dunstenden Atmosphäre des Küstenlandes ging er mit Lust in die rauschende See, und die freien Meereslüfte stärkten wieder den ungeschwächten Jüngling. Da fand er, als er endlich in Amsterdam ankam — denn von unterweges hatte er noch unterschiedliche Seereisen gemacht, noch einmal zurück nach Surinam, Curassao, alles ohne Wissen der Seinen — dringende Briefe der Eltern, daß der Flüchtling nach Hause käme; denn er — war erst 18 Jahr!

Gehorsam schiffte er sich 1756 nach Danzig ein. Da traf es sich, daß König August von Polen grade dort Hof hielt, und die Herren der Stadt suchten zwölf der geschicktesten und schmuckesten Seeleute, um ihn auf der Rhede in einer kostbaren Barke nach den russischen Schiffen rudern zu lassen. Auch Nettelbeck ward ausgesucht; aber als er die bunten Schilde, Federn und Bänder sah, die er tragen mußte, dünkte das seinem preußischen Sinn große Schande. Sein König hieß ja Friedrich und nicht August. Thun mußte er's, denn er hatte ein Mal ja gesagt; aber den Ducaten, den er dafür bekam, duldete er nicht in der Tasche; er warf ihn dem ersten preußischen Invaliden, einem alten Husaren, dem er begegnete, in den Hut, und war nun erst froh und wieder frei.

Die Eltern konnten den Jungen freilich nicht zu Hause behalten, aber es war ihnen doch wie ein Trost, wenn er nicht mit einem fremden Holländer, sondern mit einem Verwandten in See stach. Darum schickten sie ihn wieder mit dem Oheim, mit dem er seine erste Fahrt gemacht, nach Lissabon. Das Schiff trug eine Ladung Holz und hieß: Die Hoffnung. Der Name täuschte. Schon im Sund schlug einmal die Schaluppe um, darin sie Vorräthe eingekauft, ein Matrose ertrank, Oheim und Neffe wurden von Nacht und Wellen weit verschlagen, bis sie in Helsingör sich wieder fanden.

Die Ladung hatte sich zu lange verzögert, dann war der Wind ungünstig und erst am 2. December waren sie an der flämischen Küste. Dazumal fuhren die Seeleute ungern in so später Jahreszeit. Aus Norden kam ein gewaltiger Sturm und drohte, die „Hoffnung" auf die flämischen Bänke zu werfen. Die Gefährlichkeit derselben war

ihnen nur zu wohl bekannt. Wie sie dagegen arbeiteten, kamen mehre heftige Grundstöße, und ihr Steuerruder ward zerschmettert. Um nicht augenblicklich auf den Strand zu laufen, warfen sie zwei Anker aus. Es war zehn Uhr Vormittags, das Land eine kleine halbe Meile entfernt, ringsum schäumende Brandung, und ihre Segel, die sie nicht mehr fest machen konnten, flatterten im Winde. Die Wellen flutheten über das Verdeck; die ganze Mannschaft mußte, um nicht im Wasser zu stehen, auf die Masten klettern.

Im besten Fall, wenn sie auf den Strand liefen, war auch da die Stellung mißlich. Flandern war damals österreichisch, und der Siebenjährige Krieg eben ausgebrochen. Der Oheim gab ihnen also im Mast Lectionen; sie sollten ja nicht aussagen, daß sie ein preußisches Schiff wären, sondern vorgeben, sie wären aus Schwedisch-Pommern. Wenn der Sturm es zulasse, wollte er hinunter, die preußische Flagge wegthun, die Papiere vernichten, und die schwedischen Documente, die in der Kajüte lägen, wenn's ginge, heraus suchen.

Es war des armen Oheims letzte Lection. Er wollte sich am Mast herunterlassen; da schlug ihn das peitschende Segel so gewaltsam, daß er los ließ. Er fiel mit dem Rücken auf das Boot, von da mit dem Kopf auf die scharfe Ecke eines Pöllers, endlich aufs Deck, welches mit Wasser und gischendem Schaum so hoch überschwemmt war, als die Seitenborde ragten. Darin ward der unglückliche Mann von den Wogen hin und her gespült. Der Anblick war gräßlich. Joachim Nettelbeck und zwei Matrosen wagten sich herab, und mit Mühe zogen sie den Verwundeten auf das Kajütendeck, wo doch nicht jede Woge hinüber schwemmte. Der Schlag des Segels hatte das linke Auge getroffen; es hing weit aus dem Kopfe, nur noch an einer schwachen Sehne. Das Blut drang aus Mund, Nase, Ohren; er röchelte dumpf ohne Bewußtsein. Wer konnte in solcher Lage helfen! Der treue Neffe schob ihm das Auge in die Höhlung zurück und band sein Halstuch darum; dann umklammerte er und noch ein Matrose den regungslosen Körper, damit nur keine Sturzwelle ihn fortschwemmte.

Gegen fünf Uhr Abends riffen die Ankertaue, das Schiff ward unaufhaltsam gegen den Strand getrieben. Da saß es nun auf dem Grund, von den Wellen wie eine Wippe geschaukelt, bis die Ebbe eintrat. Nun war es völlig fest, aber die rollenden Wellen brachen

ſich noch mit ſolcher Macht dagegen, daß jede einzelne darüber weg ſchlug, und Schaum und Giſcht bis an die volle Höhe des Maſtes gewirbelt wurden. Ein Schiff iſt doch auch nur ein Bretterkaſten, es brach unter ihren Füßen, ein Stück nach dem andern ward von den Wellen fortgetrieben.

Endlich rettete ſie die Ebbe, die Waſſerſchläge wurden ſchwächer, ſie konnten wieder auf dem Verdeck ſtehen. Es war heller Mondenſchein; ſie ſahen eine Menge Menſchen am Ufer, die ihnen helfen wollten und nicht konnten. Wäre nur eine Communication mit dem Lande herzuſtellen geweſen! Die Tonnen, die ſie auswarfen, wurden in's Meer geriſſen. Der treue Pudel, den ſie mit einer Leine um den Bauch in's Waſſer ſetzten, wollte nicht an's Land ſchwimmen, er plätſcherte winſelnd um das Fahrzeug, und wollte wieder aufgenommen ſein. Vergebens ſchlugen ſie nach ihm mit Stangen; endlich erbarmte ſie das Thier, ſie hoben es wieder auf.

Jetzt war's Mitternacht, die Ebbezeit lief ab, wenn ſie nun nicht an's Land kamen bis die Fluth wieder ſtieg, waren Schiff und Menſchen verloren. Es mußte gewagt ſein. Mit den Sturzwellen, die kamen, ſprang Einer nach dem Andern in's Waſſer, und ließ ſich an's Land tragen, wo die am Ufer ſie auffingen und in's Trockene brachten.

Zuletzt waren an dem zitternden Bord geblieben unſer Nettelbeck, ſein 16jähriger Bruder, der als Cajütenjunge die Reiſe mitgemacht, und ihr junger Vetter, der Sohn des Capitains. Das war die traurige Sippſchaft, welche ihr Leben nicht retten wollte, ohne den ſterbenden Oheim und Vater. Sie ſchrieen und wimmerten, und wußten nicht was anfangen. Unaufhörlich rief's ihnen vom Strande mit dem Sprachrohr zu: „Springt über Bord, ſonſt ſeid Ihr verloren!“

Nun ging's nicht länger. Sie umfaßten den röchelnden Körper, und warfen ihn in Gottes Namen in eine beſonders mächtige Sturzwelle, die trug ihn an's Land; die guten Leute dort fingen ihn auf. Nun ſprangen die drei auch nach, Joachim zuletzt. Sie wurden alle gerettet.

Ihre Retter waren öſterreichiſche Soldaten, die den Oheim in ihr Wachthaus trugen. Sohn und Neffe legten ſich dicht neben ihn, um ihn zu wärmen, und ihm von Zeit zu Zeit die Stücke geronnen

Blutes aus dem Munde zu nehmen. Nach einer Stunde stöhnte er: „O Gott, ist mir noch zu helfen!“ Das klang wie Musik in Jochems Ohr.

Am Morgen des 3. December kam ein Wagen mit Stroh; der sollte den Verwundeten nach Nieuport, einer flandrischen Stadt, schaffen. Mit Mühe und Noth ward er aufgeladen. Jochem und der Sohn legten sich wieder zu beiden Seiten, und hielten ihn möglichst sanft in ihren Armen. Jochems Bruder ging nebenher, so war wieder die Sippschaft beisammen! „Gott weiß, schreibt Nettelbeck, daß ich nie in meinem Leben mehr geweint und gejammert habe.“ Sie mußten dem Kranken immer das Blut aus dem Mund nehmen; sonst drohte er bei jedem Ruck zu ersticken.

Aber der junge Steuermann vergaß über den tiefen Schmerz nicht die Klugheit. In Nieuport, wenn es sich entdeckte, daß sie Preußen waren, wären sie sogleich österreichische Gefangene geworden. Er bestimmte den Fuhrmann, in das näher gelegene französische Dünkirchen zu fahren. Frankreich war noch nicht in Krieg mit Preußen.

Im dortigen Klosterhospital ward der Verwundete aufgenommen. Da standen die armen drei verlassenen Burschen, von denen der älteste erst 18 Jahr alt war, und sahen, wie die Aerzte und Chirurgen den guten Vater und Ohm nackt auszogen, auf dem Tisch reckten, daß sein Stöhnen ihr Herz zerriß, und einen Bruch nach dem andern verkündeten. Es half nichts, daß die Beguine ihm warmen Wein in den Mund flößte. Nun hieß es, er ist todt. Weß Glaubens war er? fragte ein Pfaff'. — Ei lutherisch! rief Nettelbeck.

Da schien das Gewitter in's Kloster geschlagen zu haben. Niemand wollte den Ketzer anfassen. Aber aus dem geweihten Raume mußte er vor Nacht fort. Die Bursche mußten selbst, auf Anweisung, einen Sargkasten vom Tischler holen, selbst die Leiche hineinthun, selbst mit Hammer und Nagel den Deckel fest machen, selbst ihn in einen Schuppen auf der Straße ziehen. Niemand half ihnen. Es übermannte sie der ungeheure Schmerz, sie konnten nicht mehr und sanken nieder unter einem entsetzlichen Jammergeschrei. Nettelbeck fiel einem Pater zu Füßen, und bat ihn, er möge doch um Gotteswillen sich ihrer erbarmen, er sähe ja, ihre Kräfte reichten nicht aus. Nun ward gezischelt, ob man um Gotteswillen hier was thun dürfe?

Endlich meinten sie: ja; der Ketzer müßte doch unter die Erde. Vier Kerle kamen mit einer Trage und Spaten. Mehre tausend Schritt trugen sie den Sarg nach einem Kirchhof. Aber nicht hinein. Es ging vorbei, und noch tausend Schritt weiter. Am Wege hießen sie die Jungen ein Loch graben. Den Kerlen aber ging die Arbeit der Ketzer zu langsam. Darum nahmen sie selbst die Spaten in die Hand, und als die Grube kaum so tief, daß der Deckel unter der Erde war, ward der Kasten hineingedrückt, und die Erde festgestampft. Es war schon Nacht, keine Glocke läutete, keine Stimme sang, nur die armen Jungen wimmerten und weinten in die dunkle Winternacht: „O guter Vatersbruder, erbarmt Euch!" als könne sein Geist noch ihnen helfen.

„Da saßen wir drei Jungen, von 18 bis zu 14 Jahren herab, schreibt Nettelbeck, in der größten Leibes- und Seelennoth — in einem ganz fremden Lande, auf dem freien Felde und über dem frischen Grabhügel unsers geliebten Vaters und Führers — saßen, als eine arge Ketzerbrut, von Jedermann gemieden, und ausgestoßen, ohne einen Pfennig im Vermögen, nichts in und wenig auf dem Leibe, in rauher Jahreszeit, ohne Trost oder Hülfe von Menschen." Und betteln wollten sie nicht, lieber sterben.

Der gute Wirth zum rothen Löwen nahm sich endlich ihrer leiblichen Nothdurft an; sie brauchten ihren einzigen Nothanker, des Oheims Taschenuhr noch nicht zu versetzen. Zum Schiffe zurück durften sie nicht, denn vom Koch, der entwischt war, erfuhren sie, daß man das Schiff jetzt als ein preußisches erkannt, und die Matrosen als Kriegsgefangene behandelt würden. Zum Glück entsann sich Joachim, der den Vormund für die andern abgab, daß ihr Schiff für Seeschäden und Türkengefahr in Amsterdam versichert gewesen. Zum Glück wußte er auch den Namen des Commissionärs, und Emanuel de Kinder schickte nach acht Tagen auf Conto der assecurirten Summe 100 Gulden für die Schiffbrüchigen, weil — es des alten Nettelbecks Kinder wären. Das war brav von ihm; Joachim hat es aber später reichlich Emanuels Sohn, Florens de Kinder vergolten, indem er an ihn die allerreichste Ladung aus Lissabon adressirte.

So war den Kindern aus der Noth geholfen. Außerdem bekam ein jeder als Schiffbrüchiger nach altem Brauch, auf dem Stadthause einen Sou für jede Meile, die er bis Hause zu machen hatte. Da

kostete es nun einige Mühe, den Herren in Dünkirchen die Meilenzahl bis Colberg auszurechnen; denn sie wußten nichts von Colberg.

Um nicht durch österreichisch Flandern zu gehen, verdungen sie sich bei einem Bremer Schiffer, der trotz der schlimmen Jahreszeit mit einer erkauften englischen Prise nach Hamburg wollte. Es ging ihnen spottschlecht. Sie hungerten, froren und wurden von dem mürrischen Capitain hart angelassen; das Schiff aber sah bald wie ein großer Eisblock aus. Da sie die Elbe zugefroren fanden, mußten sie einen Nothhafen an der holländischen Küste suchen. Am Neujahrstage 1757 scheiterte auch dies Schiff an den Strandbänken der Insel Schelling; ihr Zustand war fast so schrecklich, als damals an der Küste von Flandern. Das Schiff war über die äußerste Barre gehoben und saß nun auf einer Sandbank am Strande fest, das Hintercastell tief, das Bug in die Höhe gerichtet, und die Brandung schäumte bis über das Verdeck. Aber jetzt hatten die Bursche nur für sich zu sorgen, nicht für einen theuren Blutsfreund. Und es traf sich so zufällig, daß die drei Vettern und Brüder oben an den Fockmast sich klammerten, derweil der Capitain mit den beiden andern Matrosen unten gegen die brausenden Wellen sich zu wehren suchten, wie es ging, oder es ging auch nicht. Die Vettern waren mäuschenstill vor Angst, die andern aber schrieen, daß die Luft davon erklang. Die Nacht war dunkel, auf dem Lande lag Schnee, und ringsumher war alles schäumende Brandung, so daß, wo alles weiß war, sich nicht unterscheiden ließ, wie nahe oder fern sie vom trockenen Ufer sein mochten.

Aber Joachim däuchte es, je länger er darauf hinsah, daß beim Rücklauf der Wellen nur ein kleiner Zwischenraum bis zum Lande sein könne. Flugs kroch er den langen Bugspriet hinan, der nach dem Strande gerichtet war. Da sah er, daß jedesmal, wenn die See zurücktrat, das Ufer kaum eine Schiffslänge entfernt blieb. Er ließ sich zurück rutschen, meldete es den Freunden, er rief es auch denen unten zu, daß sie sich retten könnten, wenn sie es machten wie er. Die unten hatten es wohl nicht mehr gehört.

Dann paßte er die nächste Welle ab, die sich zurückzog, saß wieder im Bugspriet, auf der äußersten Spitze, ergriff eins von den vielen Seilen, die herabhingen, und ließ sich ins Meer fallen. Er faßte Grund und kam ans Ufer. Der Vetter nach ihm, dann der Bruder.

Im Schnee sanken sie aufs Knie, um dem Vater im Himmel inbrünstig zu danken. Durchnäßt bis auf die Haut, erstarrt vor Kälte, liefen sie nun über Stock und Block, einem Lichtschein zu. Auf dem unebenen Dünen-Boden, hoch und tief mit Schnee bedeckt, fielen sie wohl hundert Mal in der Finsterniß, bis sie die Baake erreicht, von wo das Licht kam. Als sie den erschrockenen Wächter erweckt, folgten sie ihm ins nächste Dorf, wo er Meldung von dem Schiffbruch zu machen hatte.

Die Glocken läuteten ihnen schon entgegen, denn Alles mußte auf nach dem Strande zur Bergung des Schiffes; die armen jungen Leute fanden aber im Dorfe die liebreichste Aufnahme, warme Betten, Warmbier, Glühwein und Thränen des Mitleids; nachher einen Drosten der Insel, der sich ihrer noch werkthätiger annahm. Da wurden sie einquartirt bei stärkender Kost; der Drost ließ ihnen warme Jacken, Hosen, Mützen und Halstücher anfertigen, und als das Eis, das die Insel vom Festland trennte, aufgegangen, sorgte er noch großmüthig für ihre Ueberfahrt. Das Schiff aber, auf dem sie gekommen, ward nur in Trümmern ans Land geschafft. Vom Capitain und seinen Matrosen hörten sie nie mehr ein Wort. Auch ihre Leichen hat die See verschlungen.

Wie die verlassenen drei jungen Bursche ihren Rückweg in die Heimath fanden, davon ließe sich auch ein Buch schreiben, so voller Beschwerlichkeit, Abenteuer und Fährlichkeiten war der lange Weg, und im Winter! Wie oft glaubten sie, nicht weiter zu können, und zu verschmachten, wie wurden die Füße ihnen wund und wie ging das letzte Geld ihnen aus, aber ihr Muth verließ sie nicht, und darum auch nicht der liebe Gott. Wenn noch so viele vor ihnen die Thür mit einem frostigen: „Geht weiter mit Gott!“ zuschlugen, so fanden sich doch immer wieder barmherzige und freundliche Seelen, welche sie wärmten, speisten und ihnen weiter halfen. Joachims Bruder hatte die Füße voller Blasen, auch der Vetter hinkte, und wenn der ältere zurückblickte, war immer Einer hinter dem Andern zurückgeblieben. Endlich setzte sich der arme 16jährige Junge auf einen Düngerhaufen am Wege, und sagte unter Thränen: „Jetzt kann ich nicht weiter. Geh Du nur Jochem mit dem Vetter und laß mich hier. Willst Du mir nichts vom Gelde geben, ists auch gut, wenn ich auch Hungers sterben soll. Es geht nicht mehr.“ Joachims Angst war

unausſprechlich, er tröſtete, liebkoſte ihn, verſprach goldne Berge, wenn er nur bis ins nächſte Dorf vor Nacht ſich ſchleppen möchte, da wolle er das ſorgſam gehütete Geld angreifen und einen Wagen nehmen. Und es ging dann; aber der Wagen und die theure Koſt hatten den Nothpfennig in Lübeck ganz aufgezehrt, und die Uhr des Oheims mußte nun verſetzt werden. Für den Erlös kamen ſie denn auch glücklich bis Stettin, und als ſie die Thore der Vaterſtadt ſahen, hatten ſie noch 7 Groſchen 6 Pfennig!

Ach die Freude des Wiederſehens dauerte nur ein Paar Tage. Die wie vom Tode auferſtandenen Kinder ſollten einer ganz andern Gefahr entgegen gehen, vor der das Herz der Eltern ſchauderte. Wer glaubt das heute! Sie ſollten Soldaten werden. So haben ſich die Zeiten geändert. Das galt damals für das größte Unglück, was einer Familie begegnen konnte, und die Väter und Mütter, und die Söhne auch, waren ſo gute Preußen und Patrioten, wie nur Einer, und ſie hatten einen König, den ſie liebten und bewunderten, für den ſie ihr Alles gern hingaben, nur nicht die Kinder zu Soldaten.

Der Siebenjährige Krieg fraß ſeine Leute. Der Krieg brauchte immer neue. Fünf Tage, nachdem die jungen Menſchen ſich kaum ſatt gegeſſen — denn von Holland bis Colberg hatten ſie meiſt nur trocken Brod geſchlungen, — kaum ihre Beulen geheilt, hieß es: Die Unterofficiere von unſerm Bataillon, das in Torgau Winterquartiere hat, kommen an, um friſche Rekruten aus ihrem Canton auszuheben! Wer eine Flinte tragen konnte, und nicht mochte, zitterte.

Fechten und, wenn's ſein muß, ſterben, hätten auch damals die Bürgerſöhne ſchon fürs Vaterland gemocht; aber mit dem Soldatenſein hatte es eine eigne Bewandtniß. Die jungen Leute wurden beim Einexerciren, beſonders von den Unterofficieren unmenſchlich behandelt. Unter den Fenſtern ihrer Eltern, auf offenem Markte, ward ihnen von dieſen rohen Menſchen mit Schuppſen, Stoßen, Prügeln aufs Grauſamſte zugeſetzt. Es geſchah, damit die Unterofficiere ihre Autorität zeigen konnten; oft aber auch aus Eigennutz. Sie wollten Geſchenke von den Eltern und Verwandten der Gemißhandelten erpreſſen. Es war ein kläglicher Anblick, wenn die Mütter dabei ſtanden und zuſahen. Sie weinten, ſchrieen, baten, wurden aber barſch abgeführt. Klagen bei den Officieren halfen nichts. Denn die ſahen

mit kalter Geringschätzung auf Alles herab, was nicht den blauen Rock trug.

Es ist das leider eine bekannte Sache, und Ausnahmen gab es auch wohl; aber Nettelbeck, der preußische Kernmann und Patriot, bestätigt es ausdrücklich, daß die Officiere und Unterofficiere auch in dem treuen Pommern damals so gewirthschaftet.

Wenn nun schon die Bürger im Allgemeinen solche Scheu vor dem Soldatenwerden hatten, was mehr die Seeleute, die zwar täglich ihr Leben in Gefahr setzen, für den König, ihre Rheder und wer es sei, aber gegen die „Landratten" überall eine entschiedene Abneigung empfinden. Die jungen Seeleute haben einmal die goldene Freiheit gekostet; im Sturm auf dem Mast, an der Klippen Brandung, im Ertrinken, ist jeder freier Mann, er ist darauf angewiesen, selbst für sich zu denken und zu handeln. Darum däucht ihnen der Kamaschendienst, das In-Reih-und-Glied-Stehen, das Nase- und Augerichten auf Commando wie ein Sklavendienst. Wer konnte, versteckte sich, wenn die Unterofficiere kamen, auf ein Schiff und floh ins Ausland. Dem Staate sind dadurch die besten Matrosen verloren gegangen, und später haben die amerikanischen Freistaaten eine Anzahl ihrer tüchtigsten Seeleute aus den Ostseeküsten während Friedrich des Großen Regierung gewonnen.

Nettelbeck sagt: „Ich hatte einen Widerwillen gegen ein so gebunden Leben wie nur einer meiner Seekameraden, aber wegen meiner kleinen Statur hielt ich mich auch gar nicht tauglich zu einem regelrechten Soldaten; darum stand's mir nie zu Sinn, meinem großen Friedrich, so sehr ich ihn auch verehrte, mit dem Schießprügel auf der Schulter, zu dienen."

Welcher Schreck daher, als ein guter Freund aus dem Werbercorps, er hieß Lemcke, dem Vater stach: alle junge Bursche von 14 Jahr an, sind notirt; um eilf Uhr werden die Thore geschlossen, die Brauchbarsten werden aufgegriffen, und morgen gehts Marsch nach Sachsen!

Es war Morgens neun Uhr. In einer Viertelstunde war Jochim zum Thore hinaus und auf der Münde. Bald kam die Nachricht, man hätte der Eltern Haus von oben bis unten nach ihm durchsucht. Man hatte auch Wind, wo er war, und der Vater ließ ihm durch eine vertraute Frau sagen, er möge auf der Stelle nach dem Dorfe

Bornhagen am Strande, zwei Meilen entfernt, sich durch die Wälder schleichen und da bei einem zuversichtlichen Bauern sich verstecken.

Der Rath kam zu spät. In der Münde stöberten die Werber schon umher, und auch das Haus, worin er war, ward umringt. Er kletterte auf den stockfinsteren Boden und hatte nur Zeit, ein großes Fischernetz, das an den Sparren hing, über sich zusammen zu ziehen. Kaum war das geschehen, so knackte auch schon die Leiter, auf welcher der Unterofficier Schnell herauf stieg. Mit dem gezogenen Pallasch tastete er in alle Winkel, nur in das Netz fuhr kein Stich. Dem guten Jochim war eigen zu Muthe, zumal da nicht einmal sein Kopf bedeckt war, aber Schnell zog murrend wieder ab, und unten verleugneten sie ihn standhaft.

Seines Bleibens war nun nicht länger. Mit Einbruch der Dunkelheit schlich er hinaus, einen tüchtigen Schiffshauer in der Hand; weniger gegen etwaige Verfolger, als gegen die Wölfe, die in dem Winter arg hausten, und Menschen und Vieh angriffen. Es war ein schrecklicher Weg und ein wahres Wolfswetter mit Sturm und Schneegestöber. Es heulte von der See, und oft brach er in Eis und Schnee ein. Im Dorf fand er zwar einen sichern Versteck, aber wie hält es ein so rüstiger Bursch, wie Jochim Nettelbeck, vierzehn Tage hinterm warmen Ofen oder auf dem Heuboden aus, ohne alle Nachricht von Haus; und dann wollte er auch gern in der Münde sein, wenn die Schifffahrt wieder losging, um das weite Meer zu suchen.

Er schlich sich wieder zurück. Die guten Leute erschraken als sie ihn sahen: Jochim, was willst Du hier? — Es waren zu viel junge Leute, wie er, die sich verkrochen, so gut es ging, in derselben Absicht, und man erwartete, daß die Nachjagd bald angehen würde. Kaum lag er im Kämmerchen todtmüde im Bett, als es auch schon an die Fensterlade draußen klopfte: „Jochim, Jochim, rief eine gute Frau, aus den Federn! Die Soldaten sind wieder auf der Münde. Den Christian, den Gottlieb, den Steffen haben sie schon beim Flügel gekriegt. Mach, daß Du davon kommst!"

Flugs, mit zwei Beinen zugleich, war er aus dem Bette, griff nach dem ersten besten Kleidungsstück, was umher lag, und damit im Hemd auf die Straße. Als er's anziehen wollte, war's der rothe Friesrock einer Frau — und im selben Augenblick bogen „die Herrn Soldaten um die Ecke." Den rothen Friesrock übers Hemde, so riß

er aus. Dadurch verrieth er sich. Die Soldaten hinter ihm drein, und grade mußte es wieder Unterofficier Schnell sein, der ihm auf den Fersen war. Hast du nicht gesehn, siehst du nicht, schoß das Hemde mit dem Friesrock auf ein Schiff, das an der Münde lag, und eh' der Blaurock den Strand erreicht, war er schon drüber weg in einen Kahn, der unten dran lag und glücklicher Weise mit einem Ruder. Er löst sofort das Tau und stößt ab, als die Werber eben auf dem Verdeck erscheinen.

Da stand er nun drüben in der später so berühmt gewordenen Maikuhle, aber es war nicht Mai; im bloßen Hemde, barfuß, schützte ihn der rothe Friesrock, wie er ihn auch drehte und wendete, nicht vor der bitter kalten Märznacht. Der Holzwärter in Grünhausen, ein alter Bekannter, zu dem er floh, durfte ihn nicht aufnehmen. Es war streng verboten, und der arme Mann zitterte selbst für seinen kranken elenden Sohn, der auch notirt war. Er gab ihm aber doch die eigene Nachtmütze und ein Paar Holzpantoffeln. Damit floh Jochim nach der Maikuhle zurück, wo ein alter Schiffsrumpf auf dem Strande stand, der im Sommer als Bierschank benutzt ward. Alles war verschlossen und vernagelt; aber er kletterte durch's Rauchfangsloch hinein, und duckte sich in einen Winkel so klein er konnte, damit der Friesrock ihn bedeckte. Beim ersten Dämmerungsstrahl „glosterte" er von seiner Hochwarte überall hinaus, und da es ruhig schien, wagte er sich an sein Boot, und ruderte darin zu einem Königsberger Schiffer, der ihn großmüthig aufnahm und vierzehn Tage verbarg.

Aber immer konnte er hier nicht bleiben. Eines Abends ließ er sich nach einem Schiffe mit Ballast zu rudern, das nach Danzig bestimmt war. Ein Bündelchen mit nöthigster Wäsche, was die Mutter ihm zugeschickt, unter'm Arm, kletterte er in der Stille an Bord, und da Niemand ihn auf dem anscheinend leeren Schiffe bemerkte, rutschte er durch die vordere Kabelgats-Luke in den Raum hinunter, schloß den Deckel hinter sich, und suchte sich unter den Tauen und Segeln ein Ruheplätzchen. Aber bald dachte er, morgen wenn sie absegeln, werden sie die Taue und Segel brauchen und holen, und du wirst entdeckt. Er versuchte daher, sich noch tiefer in den untersten Raum zu miniren. Das glückte ihm wohl, aber nun hörte er etwas hinter dem Ballast rascheln und flüstern, was ihm

unheimlich ward. Er unterschied bald menschliche Stimmen, und je länger er horchte, so bekannter kamen sie ihm vor. Unerwartete Entdeckung, es waren eilf junge Colberger Seefahrer, die gleich ihm sich hierher vor dem blauen Rock geflüchtet hatten.

Eine gegenseitige Verständigung war schnell eingetreten. Sie kauerten unter dem Ballast mäuschenstill, in der Furcht, daß man das Schiff noch visitiren würde vor der Abfahrt. Waren sie erst in See, dann konnten sie lachen. Wer beschreibt ihre Freude, ihr Herzklopfen, als sie jetzt eine Bewegung am Schiffe bemerkten, als die Brandung an die Seitenborde schlug. Das Lootsenboot ging ab; sie mußten aus dem Hafen sein!

Der Kiel rauschte durch die Fluth. Nach einer Stunde hielten sie sich nicht mehr, sie setzten die Leiter an, schoben die Luke auf, und man mag sich das Staunen des Capitains und seiner Leute denken, als plötzlich zwölf unerbetene Passagiere an's Tageslicht traten. Mancher unter dem Schiffsvolk mochte einverstanden gewesen sein, aber er mußte auch verwundert thun, und keiner hatte doch geglaubt, daß die Zahl der Flüchtlinge bis auf ein Dutzend angewachsen war.

Der Capitain tobte wie besessen. Es lag eine schwere Verantwortlichkeit auf ihm. „Könnt' ich nur gegen den Wind ankommen, schrie er, ich brächte Euch Alle gleich nach Colberg, und machte rein Schiff. Aber ich weiß wohl, wohin ich Euch abliefere."

Er verbot seiner Mannschaft, den Ausreissern das Geringste an Essen und Trinken zu verabreichen. Wär's buchstäblich genommen worden, hätten die jungen Leute rein verhungern und verdursten müssen, denn die Fahrt dauerte acht Tage. Aber die Matrosen steckten ihnen manchen Bissen von ihrem Vorrath zu. Dennoch mußten die armen Teufel grausam hungern und dursten, und waren herzlich froh, als sie auf der Danziger Rhede ankamen. Da rief der Capitain seine Mannschaft zusammen, aber die Ausreisser auch, und sagte zu jenen: er gehe nun an's Land, zum preußischen Residenten nach Danzig, damit dieser die Deserteure sich abholen lasse. Seine Leute sollten sie bis dahin festhalten, und mit ihrem Leib und Leben dafür einstehen. Die Leute sagten: Schon gut, Herr Capitain, aber wir sind nur unser fünf, und die sind zwölf Köpfe stark! — Da rief er: „Was kümmert das mich! Und wenn es auch Mord und Todtschlag giebt, so laßt sie nicht laufen!"

Das hieß nun wohl deutlich genug: Laßt sie nur laufen! Und so thaten auch die mitleidigen Matrosen, nachdem sie sich zum Scheine mit den zwölf gebalgt, und unterlegen waren. Die zwölf Bursche ließen sich über die Weichsel setzen, und traten ihren Weg nach Königsberg an. Zum Glück auf der Landseite, denn auf der frischen Nehrung wurden sie von Danziger Stadtdragonern verfolgt, die natürlich nichts fanden. Alle kamen glücklich in der großen Seestadt an, wo sie im Gewühl der Matrosen sich leicht verloren, und, da die Schifffahrt lebhaft war, bald alle Anstellung fanden. Nun endlich waren sie gerettet.

Nettelbeck mußte als Steuermann ein Schiff mit Hanf durch die Nordsee und die Orkaden nach Irwin, in Westschottland, führen, wobei es manche Abenteuer gab, und er, weil der Capitain krank ward, dessen Dienste verrichtete. Nachdem sie hier gelöscht, und Ballast aufgenommen, fuhren sie nach der französischen Insel Noirmoutiers, luden Seesalz, und hatten auf der Rückreise unangenehme Händel mit den englischen Kapern zu bestehen, die auf französische Schiffe lauerten, und unter dem Vorwand, daß die preußische Flagge in der Ferne der französischen gleich sehe, auch Nettelbecks Schiff mehrmals visitirten und darin raubten. Er nennt die damaligen englischen Kaper das verlaufenste und gefährlichste Gesindel von der Welt, ist aber auch in seinem ganzen Buche nicht gut auf die Engländer zu sprechen. Bei der letzten Visitation ward er, weil er als Hitzkopf gegen die Brutalität sich zu heftig aufgelehnt, dermaßen arg zugerichtet, daß er nicht mehr steuern konnte. Das Schiff litt vielfache Havarei, und mußte ohne Mast in den Nothhafen Medemblyk treiben. Hier war er, als das Schiff wieder bemastet war, genöthigt, zurückzubleiben; denn er fühlte sich zu krank und elend, und nutzte dann die Zeit, um bei einem Kompaßmacher dessen Kunst zu erlernen, die ihm nachher von großem Nutzen geworden.

Ein Brief von seinem Vater rüttelte ihn aber auf, und machte ihn gesund: er solle bedenken, daß er ein Preuße sei, und sein Vaterland jetzt in Gefahr, und wenn alle braven Landeskinder für ihren großen König zu sterben bereit wären, wo es gälte, erwarte er von seinem Sohn, daß er nicht länger im Auslande sich umtreibe, um sein Leben, Gott weiß für was, in die Schanze zu schlagen. Man erwarte, daß Colberg von den Russen werde belagert werden; da

ſolle er kommen und ſeiner Eltern Schickſal theilen, mit ihnen leben, oder mit ihnen ſterben. Vor dem blauen Rock brauche er ſich nicht mehr zu fürchten, denn der Feſtungs-Commandant von der Heyden ſei dem Vater gewogen, und habe ihn zu ſeinem Bürger-Adjutanten gemacht. Da nun, wie bekannt, die Einwohner von Colberg von alten Zeiten her durch ihren Bürgereid verpflichtet wären, zur Vertheidigung der Feſtung Leib und Leben, Gut und Blut daran zu ſetzen, werde ſich bald für ihn Gelegenheit zeigen, auch ohne blauen Rock für das Vaterland zu fechten.

Und ſo kam es. Nettelbeck ſchiffte nach Colberg, die Stadt beſtand ihre erſte Belagerung gegen den ruſſiſchen General Palmbach, und Joachim war der Adjutant ſeines Vaters, des Bürger-Adjutanten. Ja, der alte wackere Heyden, dem der flinke, rührige Junge lieb ward, brauchte ihn ſchon ſelbſt als den ſeinen. So lernte er den Feſtungsdienſt, was ihm im ſpätern Alter groß zu Nutz kam. Die Ruſſen, nachdem ſie viel Pulver verſchoſſen, mußten abziehen, und kaum war Colberg frei, ſo hielt auch den Seevogel Nettelbeck nichts mehr auf dem Lande feſt. Ende 1758 war er wieder in Amſterdam und bald in Surinam, wo er unter den Plantagenbeſitzern als alter Bekannter aufgenommen, in Herrlichkeit und Freuden lebte und erſt im December 1759 nach Amſterdam zurückkehrte. Anfang 1760 ging er nach St. Euſtaz, aber auf der Rückfahrt ward ſein Schiff de goede Verwachting von einem engliſchen Kriegsſchiff genommen, weil man franzöſiſches Eigenthum in der Ladung witterte und das Volk nach Portsmouth gebracht. Nettelbeck blieb nichts übrig als auf einem engliſchen Schiffe Dienſte zu nehmen. So kam er nach Danzig, wo ſeine Mutter durch Hülfe des preußiſchen Reſidenten ihn als Unterthan ſeines Königs reclamirte und frei machte.

Kaum ſaß er 5 Wochen zu Haus, ſo kam die zweite denkwürdige Belagerung Colbergs durch die Ruſſen, diesmal zu Waſſer und Lande. „So war auch der Hafen geſperrt, ſagt er, und ich ſaß alſo wieder in der Kaltſchale.“ Er that ſeinen Dienſt wie vor zwei Jahren und es ging diesmal noch wärmer her, bis General Werner mit ſeinen Paar Huſaren die Feſtung, wie durch ein Wunder entſetzte.

Natürlich ſprang Nettelbeck nun ſofort wieder auf ein Schiff. Sicher war es für die preußiſchen Seefahrer dazumal nur, wenn ſie unter der neutralen Danziger Flagge ſegelten. Von aller der Noth,

den Havareien und halben Schiffbrüchen, die er erlitten, schweige ich hier, wo wir schon von so vielen ganzen Schiffbrüchen gehört, und noch hören werden, aber es giebt noch andere Nöthe da, von denen wir auf dem Lande nichts träumen. Zum Exempel ward einmal der Kapitain seines Schiffes wie toll, und es war eine stille Fahrt, daß sie, um nur etwas zu thun, sich damit beschäftigt hatten die Kajüten neu anzustreichen. Das aber war vermuthlich der Grund; die Oelfarbe mußte giftige Dünste entwickeln. Der Capitain commandirte gradezu, das Schiff in die Klippen hinein zu steuern. Die Andern wollten aus Disciplin gehorchen, bis Nettelbeck es auf sich nahm zu rebelliren, er packte den Capitain und warf ihn zurück. Dadurch ward das Schiff noch im letzten Augenblick gerettet. Hätte der gute Pommer nicht den Muth gehabt, gegen die Disciplin zu handeln, so waren sie Alle verloren, Mann und Maus. Nachher genas der Capitain, und konnte dem muthigen Mann nicht genug danken, daß er ungehorsam gewesen. Neulich lasen wir in den Zeitungen von einem ähnlichen Falle, wo der Capitain eines englischen Schiffes dasselbe auch an die Klippen treiben wollte; die Steuerleute und Matrosen wollten in dumpfem Gehorsam gehorchen, da war kein Pommer Nettelbeck unter ihnen, der erkannte, daß auch das Gehorchen sein Ziel hat, und die Passagiere mußten sich über den tollen Capitain herwerfen und ihn binden, um ihr Leben zu retten.

Aber jene Geschichte mit dem tollen Capitain ist damit noch nicht zu Ende; sie wird noch weit trauriger. Der Mann ward wie tiefsinnig, er ging treppauf, und treppab und sang Bußlieder. Er hatte sonst nie ein geistlich Buch in die Hand genommen, noch gesungen. „Das mag wohl ein Zeichen vor seinem Ende sein," dachte Nettelbeck. Da, als der Capitain die Wacht hatte und der Steuermann schlafen durfte, trat jener plötzlich vor Nettelbecks Koje und fragte: Schlaft Ihr? — Kann ichs wohl, wenn Ihr Musik macht! war die Antwort. Der Capitain bat ihn Augenblicks sich in die Kleider zu werfen und hinauf zu kommen, denn er wolle gegen den Wind steuern. Nettelbeck war flugs auf den Beinen, machte Lärm; aber als er kaum die Stiefeln an hatte, schrie der Mann am Ruder aus Leibeskräften. Der Capitain war über Bord gesprungen! Nettelbeck griff nach allem Tauwerk, das er fassen konnte und warf es aus; aber das Schiff hatte eine „fliegende Fahrt." Hinter dem Kielwasser

tauchte etwas in die Höhe, es war der unglückliche Capitain, der zehn Klaftern vom Steuer sich zum Schwimmen umwarf. Er war ein trefflicher Schwimmer, in Ostindien war er oft mehr als eine Viertelmeile in einer Strecke geschwommen; auch hatte er gegen Nettelbeck geäußert: er glaube gar nicht, daß er ersaufen könne. — Sein Schwimmen sollte ihm nichts mehr helfen! Nettelbeck „holte das Ruder nach der Steuerbordseite um das Schiff bei dem Wind zu legen" und dadurch möglichst aufzuhalten. Aber es legte sich, bei ohnehin schon tiefer Ladung so übermäßig auf die Seite, daß das Wasser wie zu einer Schleuse hineinstürzte. Hätte das noch wenig Minuten gedauert, so wäre das Schiff gesunken. Er mußte das Ruder umlegen, ehe das Schiff den Schwerpunkt verlor.

Ihm brach das Herz. Von Zeit zu Zeit sahen sie noch den armen Capitain, wenn die Woge ihn emporhob mit dem Meere kämpfen. Das Schiff vom Winde gejagt, schoß wie ein Pfeil durch die Fluthen; es gab kein Mittel mehr ihn zu retten, selbst wenn sie ihr eigenes Leben Preis geben wollten.

Davon erwuchs Nettelbeck größer Leid selbst als er damals voraussehen konnte. Ihm, als Steuermann, lag nun die Führung des Schiffes ob. Unter den vielen Verantwortlichkeiten drückte ihn auch die, für den Nachlaß des unglücklichen Capitains einstehen zu müssen. Ihr geringer Mundvorrath war in der Kajüte, und Koch und Gehülfe hatten da täglich Zutritt; dort lagen aber auch des Capitains Habseligkeiten. Nettelbeck wußte, daß er ziemlich viel Geld besessen, auch einen bedeutenden Vorrath von Kostbarkeiten an Gold und Silber; und wie sie auch, alle mit einander, alles durchsuchten, davon fand sich wenig oder nichts. Sie verzeichneten, was sie gefunden, versiegelten es, und warfen das Petschaft ins Meer.

Was half ihm die Vorsicht, was sein guter Ruf, was, daß er der redlichste Mann war von der Welt! Es war ein herzbrechender Auftritt, als er mit Sturm und Wellen kämpfend, mit großer Kühnheit im engen Hafen von Pillau einlief, und die Leute am Bollwerk riefen: Wer kann das wagen? Herzbrechend, als sie das Schiff nun erkannt, und des Capitains Frau mit ihren Kindern rief: Wo ist mein Mann, wo ist Karl Christian? — „Krank" lautete die Antwort. Bald ward ein Andrer krank, der ehrliche Nettelbeck selbst. Wohl hatte er der Wittwe das versiegelte Packet, das Verzeichniß überge-

ben, und in Königsberg mit der gesammten Mannschaft beschworen, wie es mit dem Tode des Capitains und nachher zugegangen, es ward auch keine Anklage wider ihn erhoben, Niemand sagte ihm ins Gesicht: Du hast des Schiffers Christian Sachen unterschlagen! Aber hinter dem Rücken flüsterten sie: es ist da nicht richtig. Joachim Nettelbeck war krank an seinem Ruf, er hatte einen Schatten hinter sich.

Nettelbeck heirathete seine verlobte Braut, die Tochter eines angesehenen Segelmachers in Königsberg, eine Verbindung, die ihm vorher große Aussichten und Pläne eröffnete, aber — der Schatten hinter ihm blieb. Das Schiff, das er so tüchtig geführt, ward einem andern Schiffer übergeben; ihm ward keins mehr anvertraut, der kühne Seefahrer mußte sich genügen lassen, kleine Fahrzeuge in dem spannenlangen Raume zwischen Königsberg, Pillau und Elbing zu führen. „Es war der leidige Gang eines Langohrs in der Mühle!" Endlich kaufte er, vermuthlich mit dem Gelde des Schwiegervaters, ein tüchtiges großes Seeschiff: Der Postreiter, womit er, unter russischen Pässen, viele einträgliche Fahrten machte. Aber Abenteuerlust kitzelte ihn auch da wieder, der Patriotismus ermuthigte ihn, und er brachte eine Ladung Malz von Wolgast mitten durch die schwedische Flotte, die auf ihn scharf feuerte, über das große Haff nach Stettin. „Das war ein dummer Streich, sagt er bei einer andern Gelegenheit. Ich wills aber nicht leugnen, daß ich dergleichen unüberlegte Stückchen, vor und nach dieser Zeit, wohl mehre auf dem Kerbholz habe. Gelingen sie, so heißt man gleichwohl ein gescheuter Kerl, ob man gleich einen andern Titel verdient hätte."

Inzwischen ward Friede mit Rußland, und nun machte er mit seinem Postreiter viele glückliche Geschäfte. Seiner Geschicklichkeit gelang es, ein großes russisches Kriegsschiff, das bei Danzig auf den Strand gerathen, flott zu machen, wofür die Russen ihm nicht dankbar genug sein konnten; der General Romanzow, der noch in Colberg commandirte, erwies ihm alle möglichen Gefälligkeiten. Als die Russen Anstalt machten, Preußen zu räumen, trauten die Schiffer dem Frieden noch nicht, und die Commandeure hatten Noth, Fahrzeuge zum Transport ihrer Effecten zu miethen. Nettelbeck, dem kein Meer zu stürmisch ist, vertraut, weil er sich selbst zu helfen weiß, und erhält

einen Transport Stiefeln nach Riga, wofür er ein ungeheures Frachtgeld gewinnt. Die Geschichte ist interessant, aber zu lang. Auch ist ein kleiner Roman einverwebt; denn der Officier, der die Stiefeln begleitet, entführt auch eine angesehene schöne Königsberger Dame, die sich davon nicht abbringen läßt, obgleich ihre Kinder am Ufer nach der Mutter schreien, und sie um himmelswillen bitten, bei ihnen zu bleiben. Dafür, als sie in Riga ankommen, bleibt Madame auf einem Ballasthaufen am Strande sitzen, und erwartete noch immer vergebens ihren Geliebten, als Nettelbeck wieder unter Segel ging. Er hatte sie dringend gebeten, sich eines Bessern zu besinnen und wieder mit ihm umzukehren, der Mann nehme sie wohl wieder in Gnaden auf. Sie wollte nicht zurück, nicht bereuen, und Nettelbeck sagt uns, daß sie endlich hinterm Zaune gestorben ist.

Ein Glück kommt nie allein, wie das Unglück auch. Als er wieder in Pillau ist, kommt, auch im Sturm, wie er damals, dasselbe Schiff eingelaufen, von welchem der gute Capitain in's Wasser sprang, als Nettelbeck Steuermann war. Der neue Capitain, der ihm vorgezogen ward, ist auch ein ehrlicher Colberger. Mehre Freunde lassen sich zu ihm übersetzen und sie trinken lustig mit einander ein Glas Wein. Da lachen sie den Capitain aus: er habe wohl verstanden, wie Nettelbeck einst, im Sturme einzufahren, aber nicht wie der, vorher die Fenster und Porten zu schließen. Sie waren alle entzwei von der Brandung. Ihr sollt am längsten gespottet haben, sagt der Capitain, und läßt auf der Stelle einen Tischler holen. Der kommt, und macht, während sie noch plaudern, die Einschiebrahmen los. Da sieht Nettelbeck zufällig, wie der Tischler hinter der Verkleidung, wo die Fenster eingeschoben gewesen, allerhand Sachen hervorlangt, und mit dem Stiel seines Schnitzers immer noch nach mehr angelt. Das Blut schießt ihm ins Herz, er springt zu. Da eine Uhr, eine Garnitur silberner Schnallen, ein Beutel mit einigen hundert Thalern dänisch, ein Schächtelchen Pretiosen, silberne Schlösser, allerhand Modesachen — es sind alles Schiffer Carl Christians verloren gegangene Sachen. Vermuthlich hatte er sie hier aus Furcht vor Kaperei versteckt gehabt. Noch selben Tags wurden sie triumphirend der Wittwe gebracht. Die Geschichte ward in Königsberg und rundum als ein halbes Wunder betrachtet. Nettelbeck war nun kein Dieb mehr, und der Schatten hinter ihm war abgeschnitten.

Aber wenn — Einem zu wohl ist, geht er aufs Eis und bricht ein Bein. Den kleinen Postreiter, mit dem er so viel verdient, verkaufte Nettelbeck und baute sich 1763 auf dem Königsberger Stapel ein funkelnagelneues Schiff von 80 Lasten. — Königsberg ward in dem Jahre von entsetzlichen Unglücksfällen heimgesucht. Ein großer „Hamburger" Brand zerstörte den Löbenicht, Sackheim und einen Theil vom Roßgarten. Die armen Flüchtlinge standen immer zu Hunderten zwischen dem Flammenmeer und dem angeschwollenen Pregel und erwarteten Hülfe von den Schiffern, die nicht genug Kähne beschaffen konnten, um die Armen und ihre Habseligkeiten dem Flammentode zu entreißen. Nettelbeck trug, ruderte, was seine Kräfte vermochten, oft mit Undank belohnt. Er hatte endlich ein Mütterchen mit einem großen Kasten aufgeladen, und der kleine Kahn, schon leck, gerieth in die Strömung, dazu war Sturm. „Mütterchen, rief er, was ist in dem Kasten, wir sinken, wenn wir ihn nicht abwerfen!" — „Herzens Schifferchen, mein Alles!" schrie sie und hielt die Hand daran; der Kasten aber stand so mit beiden Ecken über Bord, daß er schon die Wellen berührte. „Was denn?" fragte der Schiffer dringend. „Meine Hühner, meine Hühner!" war die Antwort. Da hielt Nettelbeck es für gerathener, daß die Hühner ertränken, als er und die Frau, stieß ihn über Bord und beide wurden gerettet. Eine Fluth von Verwünschungen, wie er sie nie gehört, stieß dafür das Mütterchen ihrem Lebensretter nach.

Einige Zeit darauf riß ein anderer Orkan alle Schiffe auf dem Pregel los, und packte, drängte, quetschte sie an der grünen Brücke zusammen. Die Masten stürzten, die Bugspriete knickten wie Rohrstengel. Da konnte Niemand helfen, der Schaden war unermeßlich; doch gelang es Nettelbeck nachher einen dabei versunkenen Bording aus der Tiefe herauszuwinden, was ihm viel Ehre brachte.

Um Monate später, hieß es, da brennt ein holländisch Schiff lichterloh. Es hatte 120 Lasten Hanf geladen. Nettelbeck flog mit allen seinen Zimmerleuten hin. Die Angst hatte die Leute verwirrt. Sie schlugen Löcher in's Verdeck, um Wasser hinab zu gießen. Der Brand unterm Deck gewann dadurch Zug und war nicht mehr zu dämpfen. Nettelbeck packte den Schiffer am Arm: „Unsinniger Mensch, Ihr arbeitet Euch ins Unglück. Versenken müßt Ihr das Schiff." Keiner wollte ihn hören. Nun stieß er seinen eignen Zimmermann in

die Schaluppe: „Da, hier, die Planke dicht überm Waſſer, hau' in Gottes Namen ein Loch hinein!“ „Das werd' ich wohl bleiben laſſen, ſagte der Zimmermann, ich könnte ſchlimmen Lohn dafür haben.“ Nettelbeck reißt ihm die Axt aus der Hand und kappt ein hübſches Loch hart überm Waſſerſpiegel. „Herunter, ſchreit er, vom Deck, was nicht verſaufen will.“ Das Schiff trank, kippte, aber richtete ſich im Sinken wieder plötzlich empor, und ſo, graden Standes, ſank es in die Tiefe 40 Fuß.

Ein dumpfes Murmeln ging durch die Menge. „Das konnte nur der Nettelbeck thun!“ Man wich ihm aus. „Sitzt in einer ſchönen Brühe, Herr Schwiegerſohn!“ ſagte ſein Schwiegervater. Ja der holländiſche Schiffer, die Correſpondenten, Aſſecuratoren ließen die Advocaten auf ihn los. Man gab ihn verloren. Die Klage ließ gar nichts zu wünſchen. Nun ſollte er ſich vertheidigen; und ſo vertheidigte er ſich:

„Tauſend Augen haben das Feuer geſehen. Jemehr Luftlöcher ſie hinein hieben, ſo heller ſchlugen die lichterlohen Flammen. Eine halbe Viertelſtunde noch, ſo konnte kein Menſch mehr auf dem Schiff es aushalten; Schiff und Ladung mußten preisgegeben werden. Die Gluth verbrannte auch die Taue, mit denen das Schiff am Bollwerk befeſtigt lag. Die flammende Maſſe ward dann ſtromabwärts unter die andern Schiffe getrieben. Der Brander ſteckte ſie alle an. Wer bürgte uns denn, daß der Schiffsbrand nicht auch die Speicher am Bollwerk, und die unzähligen Hanfwagen dort ergriff, und ganz Königsberg darüber in Rauch und Aſche aufging? Das ungeheure drohende Unglück iſt mit einem kleinen, gewiſſen abgekauft. Ich bin des gewiſſen Glaubens, daß ich nicht ſtrafbar handelte, ſondern nur meine Bürgerpflicht that.“

Die Admiralität erkannte zur Stunde, daß Nettelbeck vollkommen recht und löblich gehandelt, und durch feierlichen Handſchlag drückte ihm das Collegium ſeine Zufriedenheit und Dankbarkeit aus. Nachher gelang es ihm durch Anwendung ſinnreicher Mittel auch dieſen geſunkenen Holländer wieder aus dem Waſſer in die Höhe zu winden.

Es iſt eine traurige Erfahrung, daß das Rhedereigeſchäft nur dann blühte, wenn Krieg war. Als Nettelbecks ſtolzes Schiff 1764

von Stapel lief, waren die Frachtsätze kaum ein Viertel so hoch als zur Zeit des Siebenjährigen und der Seekriege.

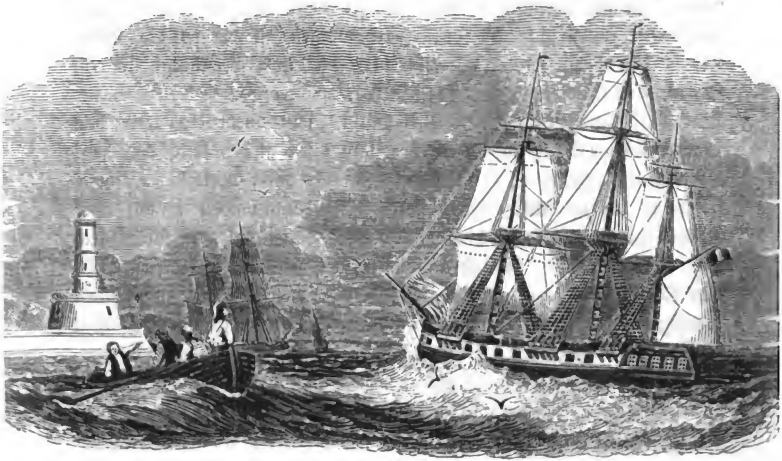
Nettelbeck hat überhaupt keinen Segen mit seinem eignen Schiff gehabt. Als er in Ladung war nach Amsterdam, verrenkt er sein Bein bei einem Sprunge, und muß, da es schlimm wird, bei der ersten Fahrt zu Haus bleiben. Sein Steuermann, dem er es anvertraut (weil die Verwandtschaft ihn empfohlen hat), ist ein Säufer und Taugenichts. Er betrügt ihn, wo er kann. Die Nachrichten aus den Seehäfen, wo er Havereien anmeldet, Wechsel zieht, und bei den Correspondenten ungewöhnlich große Summen aufnimmt, werden immer schlimmer. Um nicht Alles zu verlieren, muß Nettelbeck, noch halb krank, ihm nach Amsterdam nachreisen. Der des Todes erschrockene Steuermann entschlüpft bei seinem Anblick im Gedränge der Börse, und ersäuft sich; sein Schiffsvolk findet er aber so verwildert, daß es Meuterei anstiftet, während er am Lande, den neuen Steuermann beinahe todt schlägt, knebelt, und, nachdem es das Schiff beraubt, sich aus dem Staube macht.

Schon hier war Nettelbecks Verlust groß; ein größerer ward nur durch seine Klugheit abgewendet. Bald aber sollte er Alles verlieren. An der französischen Westküste, von wo er Seesalz in Rückfracht einnehmen wollte, wagt er sich mit einem kleinen Kahn auf das Weltmeer. In der stürmischen Nacht schlägt dieser um, und er und seine Gefährten retten sich nur durch Schwimmen an die felsigte Küste. Als er sein Schiff endlich glücklich befrachtet hat, verschlägt ihn ein Orkan, das Wetter wird so furchtbar, wie er es nie erlebt hatte. Sein Mastbaum bricht, sein Steuer bricht, gleich einem Klotz treibt das schwerbeladene Schiff im Meere hin, und durch sieben lange Wochen! Keine Hülfe irgendwo; er wird ins spanische Meer verschlagen, fürchtet dann ins atlantische Meer zu treiben, kommt weit hinauf nach Norden über die Orkaden hinaus und hilft sich endlich nach Norwegen. Da, als er glaubt, nun ist an diesen Klippen Alles verloren, treibt sein Schiff, wie von unsichtbaren Händen gelenkt, mitten zwischen grausigen, steilen Klippenwänden in eine jener tiefen norwegischen Buchten, wo die Schiffe stilles Wasser finden und gerettet sind.

Aber Nettelbeck war ein verlorener Mann. Als er mit Aufwand von 5000 Thalern, die auf das Schiff eingetragen wurden, es in Stand gesetzt und nach Königsberg zurückkehrte, wollte er sich an

die Verſicherer halten. Da fand ſich, daß ſeine Correſpondenten in Amſterdam ein Schelmenſtück an ihm begangen. Trotz des dreimaligen Auftrags hatten ſie ihn nicht verſichert; wäre er glücklich durchgekommen, hätten ſie eine Polize in Bereitſchaft gehabt und die Prämie ihm angeſchrieben. Jetzt, wo er verunglückt, hieß es, ſie hätten keinen Aſſecurator gefunden. Er prozeſſirte, und verlor. Er legte die Sache in die Hände ſeines Königs, der durch den preußiſchen Geſandten den Prozeß führen ließ. Jetzt gewann er in letzter Inſtanz, aber — der Verklagte hatte inzwiſchen Bankerott gemacht. Nettelbeck erhielt nichts nach dreijährigem Prozeſſiren. Er hatte aber auch nichts; ſeine Gläubiger hatten ihm Schiff und Alles genommen, und er konnte kaum das Hemde ſein nennen, das er auf dem Leibe trug. — In ſeinem dreißigſten Jahre mußte Nettelbeck ſein ſaures Leben von Neuem anfangen!

Da ſchien ihm ein Glücksſtern aufzugehen. König Friedrich der Große ließ ſich 1769 von ſeinem geheimen Finanzrath, dem Franzoſen Delatre, überreden, eine Kriegsflotte zu bauen, nämlich von ſeinem Schiffsholz, aber nicht für Preußen, ſondern für auswärtige Mächte. Er ſollte einen großen Handel mit Fregatten anlegen, und ſie mit Profit verkaufen. Geſagt, gethan. Zu den ſchönen Kriegs-



schiffen brauchte man aber Capitaine. Nettelbeck ward vorgeschlagen als der tüchtigste Mann dazu, und er erhielt in seiner Art das erste Patent als Königlich Preußischer Schiffscapitain. Denn daß einmal zur Zeit des großen Kurfürsten Brandenburg schon eine Colonie in Africa und eine Art Marine besessen, daran dachte man damals nicht. In seiner schönen Uniform, den Säbel an der Seite mit dem Portepee, commandirte er die stattliche Fregatte Duc de Bevre mit 40 Kanonen. Aber er kam damit nur von Stettin bis Swinemünde. Geheimerath Delatre hatte auch für nöthig erachtet, dem Könige zu seiner Flotte einen Admiral zu empfehlen. Ob ein Admiral nöthig war, kann man bezweifeln; der Mann, den Delatre vorschlug, war aber mehr als überflüssig, es war sein Bruder, ein junger liederlicher Fant, der, von Eitelkeit aufgeblasen, nur thörichte Befehle gab. Nettelbeck gerieth auf dem Schiff mit ihm aneinander, er legte, „aber nicht sanft", die Hand an seinen Säbel, und forderte ihn auf, zur Stelle mit ihm an's Land zu kommen, „damit ich sähe, was Vater und Mutter aus ihm gefuttert hatten, wie wir Pommern zu sagen pflegen." Auf der Stelle ruderten sie an den Strand, warfen den Rock ab, und zogen blank. Monsieur machte Nettelbeck mit seinem Degen „allerlei Figuren und Firlefanz vor der Nase", bis der mit einem abgepaßten Hiebe von unten herauf „ihm eins quer in den Arm zog und mit der nämlichen Wendung ihm einen Denkzettel hinters Ohr schrieb." Mehr verlangte er nicht. Nettelbeck wischte ihm mit des Herrchens Schnupftuch das Blut vom Ohr und wickelte es säuberlich um die lahme Hand, und machte ihm dann ein Compliment, so gut ers ohne Tanzmeister gelernt hatte.

Die Folge war, daß Nettelbecks königliches Seecommando ein baldiges und betrübtes Ende hatte. Es ging ihm nun schlecht, er zog von Königsberg nach seiner Vaterstadt Colberg, führte kleine Schiffe auf kleinen Fahrten und hielt eine Navigationsschule, alles eben nur um zu leben. Das hielt der thätige Mann nicht länger aus. Darum nahm er eines Tages Abschied von den Seinen, und reiste nach Holland, wo allein noch etwas zu schaffen war. In Rotterdam nahm er Dienste als Steuermann auf einem großen armirten Sklavenhändlerschiffe und segelte damit 1772 nach Guinea.

Wie! wird mancher sich fragen, der Nettelbeck ein Sklavenhändler?

Wie kommt ein so verrufenes Handwerk mit seinem ehrlichen pommerschen Herzen zusammen? — Nettelbeck selbst ruft das seinen Lesern zu. Darauf antwortet er: daß es damit 1772 anders stand als 1822, wo er sein Leben schrieb. Vor funfzig Jahren stand das Handwerk noch nicht in dem Verrufe, man trieb den Handel, ohne daß man viel über seine Recht- oder Unrechtmäßigkeit grübelte. Auch war er damals gar nicht so grausam wie jetzt. Aber Nettelbeck stimmte aus voller Seele ein, als später die Menschenfreunde im englischen Parlamente ihre Stimme gegen das Gewerbe erhoben.

Seine Fahrt mit Capitain Harmel nach Guinea war nicht ohne kurzweilige und ernste Abenteuer, womit sich mancher Roman ausschmücken ließe. Holland war in Zwist mit Marokko; sie mußten stets auf einen Anfall der Piraten bedacht sein, und der Capitain ließ einmal zur Schlacht trommeln und blasen, wobei es ernst genug herging, Schießen und Stechen, obgleich es nur blinder Lärm war. Die Mannschaft mußte geübt werden, und die Disciplin fand unser Seefahrer damals weit besser bei den Holländern als bei den Engländern, wo in der Mannschaft lauter Auffässigkeit wäre, und bei den Offizieren lauter Willkürlichkeit.

Auch auf ein Geisterschiff stießen sie. Sie hielten es zuerst für ein Piratenschiff und Alles ward allart. Es hatte alle Segel fest, aber hielt keinen graden Cours. So taumelte es im Winde an ihnen vorüber. Sie, die Holländer, nun drauflos, um ihre Courage zu zeigen. Sie thaten einen blinden Schuß, als Aufforderung, daß das Schiff seine Flagge zeige. Es zeigte sie aber nicht, auch auf drei solcher Grüße. Nun, auf gut Glück, schickte man dem Trotzigen eine scharfe Kugel zu. Auch da zeigte es nicht seine Flagge. Es soll, es muß! rief nun der Capitain. Eine Kugel flog ihm in den Rumpf, daß die Holzsplitter flogen. Dennoch keine Flagge. Das ging über den Begriff. Nun waren sie nur einen Flintenschuß davon; sie riefen mit dem Sprachrohr, aber keine Antwort. Es blieb mäuschenstill; nur ein großer schwarzer Hund richtete sich auf, und fing heiser an zu bellen. Der Wind trieb das stumme Schiff fort, aber ein Matrose glaubte vom Mastkorb aus menschliche Leichname auf dem Deck gesehen zu haben. Was konnte das sein? Das Schiff schien unversehrt. Kein Feind konnte da gehaust haben. Verhungert und verdurstet konnten sie auch nicht sein, denn frisches Fleisch hing umher;

Hühner gackerten im Korbe. Das Schiff mußte erst vor Kurzem Europa verlassen haben.

Nun wurde die Neugier zu groß. Es war mit Gefahr verbunden, aber eine Schaluppe ward ausgesetzt, Nettelbeck sprang hinein, und sie erstiegen das Schiff. Da war keine Seele darin. Nur der schwarze Hund kam ihnen schnuppernd entgegen, nur die Hühner lebten. Sie drangen in die Kajüte; da war schöner Rothwein, aber kein Mensch. Vielleicht hatten sich Tückebolde in dem Raum verkrochen; auch dahin stieg man, aber es war nicht rathsam, alles ohne Vorsicht zu untersuchen, und Nettelbeck kehrte auf Harmels Schiff zurück, nachdem er den Untersteuermann auf dem Geisterschiff gelassen, um es bis Morgen zu bewachen. Am Morgen, als man in der Nacht Rath gehalten, was zu thun, war das Schiff verschwunden — spurlos verschwunden mit den etwa ein Dutzend Holländern. Was war aus ihnen geworden? Waren sie mit dem Geisterschiff in den Abgrund versunken? Der Untersteuermann, den sie drin gelassen, war nicht der Mann, um ein großes Schiff zu führen, auch fehlten ihm, wie die Kenntnisse, die Mittel. Er mußte verunglückt sein.

Erst lange, lange nachher in Afrika klärte sich die Sache auf. Dem Steuermann, den der Wind vom Holländer getrennt, war es doch durch Zufall gelungen, einen europäischen Hafen zu erreichen. Da war man nicht wenig erstaunt, das Schiff zu sehen, denn — sein Capitain und das Volk waren auf Böten irgendwo angelaufen und hatten declarirt, ihr Schiff sei leck geworden, gesunken, und sie hätten sich mit knapper Noth gerettet; natürlich forderte man die assecurirte Summe. Aber es entdeckte sich nun der Betrug. Der Capitain und seine Leute in Gemeinschaft hatten das Schiff angebohrt, daß es sinke, aber das herausgebohrte Holz war vom Seewasser verquollen und die Löcher hatten sich von selbst gestopft. Ebenso war eine angezündete Schwammleine, welche die Pulvertonne entzünden sollte, ausgegangen, und das schändliche Werk der Bösewichter war vereitelt. Capitain und Leute verschwanden, als ihr Verbrechen entdeckt war, und ein jeder der Holländer erhielt seinen Antheil am Bergelohn; Nettelbeck auch, aber sein Antheil war sehr klein geworden, weil er zu spät kam. Das ganze Bergelohn betrug, nach holländischen Seerechten, ein Drittel des Werthes von Schiff und Ladung. Hätte der schwarze Hund nicht gelebt und gebellt, hätte es sogar zwei Drittel betragen.

Wollte ich alles beschreiben, was unserm Nettelbeck an der afrikanischen Küste begegnet, welche Gefahren er bestanden, welche Abenteuer er erlebt, welche Bekanntschaften er gemacht, wie er wunderbar hier mit alten Freunden und Bekannten zusammentraf, so brauchte ich grade dazu so viel Raum, als dieser Aufsatz einnimmt, der seine ganze Jugendgeschichte umfassen soll.

Für einen Bericht, wie damals in Afrika der Negerhandel betrieben ward, wollen wir einen besondern Platz aufsparen.

Nettelbeck machte recht gute Geschäfte, und, was das Beste, er kam, nachdem er sich mit seinem Capitain überworfen, als Befehlshaber auf ein ander Schiff, dessen Capitain krank geworden. Er machte aber auch, wie überall, gute Bekanntschaften im Lande selbst. Da war in St. George de la Mina, einem Küstenfort der Holländer, ein freundlicher Commandant, Peter Wortmann, der unsern Landsmann zuerst eben ohne sonderliche Umstände empfing, nämlich in einem Schlafrock und einer schmierigen Nachtmütze, und ihn ganz gemüthlich bat, ihm doch die Briefe sortiren zu helfen, die er mitgebracht, da ihm das Lesen etwas schwer werde. Andern Tags aber empfing er ihn in seiner Herrlichkeit als Präsident des Rathes, wo Alles von Gold glänzte, Tische und Stühle mit violettem Sammet überzogen, und der Herr Präsident selbst in einer goldgestickten holländischen Gardeuniform von goldenen Tressen starrte; vor Allem die gewaltige holländische Rathsherrn-Perrücke nicht zu vergessen, ein wunderlicher Staat, bei einer Hitze, wo man lieber nichts auf dem Leibe hat. Aber, trotz der Perrücke und dem Staatsrock, eine grundehrliche Haut, was man nennt ein alter deutscher Degenknopf, und — wirklich war's ein guter ehrlicher Deutscher. Peter Wortmann war seines Zeichens ein Schlächter gewesen, aber in Europa hatte er's nicht mehr ausgehalten, weil sein Weib ihm untreu geworden. Das Glück blieb ihm dafür treu. Als holländischer gemeiner Soldat war er allmählig vorgerückt, und zuletzt nicht nur Commandant des Forts de la Mina geworden, sondern aller holländischen Besitzungen in dieser Weltgegend. Der deutsche Metzgergeselle führte nämlich den Titel: General-Gouverneur der Westküste von Afrika. Er wollte unsern Nettelbeck gar nicht von sich lassen, derselbe mußte ihm beim Frühstück, bei Tisch, bei der Pfeife und beim Zubettegehen Neuigkeiten aus Europa erzählen, an denen es an der barbarischen

Küste oft Monate lang fehlte, und gewann ihn dafür so lieb, daß er ihm alles mögliche Liebe und Gute erwies.

Das Geschäft ging zuletzt nicht mehr gut, es waren zu viel Schiffe an der Küste gewesen und hatten allen Vorrath an eingefangenen Negern aufgekauft. Desto glücklicher war die Ueberfahrt nach Surinam; von 125 Sklaven starben nur 6 unterweges. Aber die andern Aufkäufer hatten die Küste von Guinea früher verlassen, Nettelbecks Schiff, das er jetzt mit dem wieder genesenen Capitain commandirte, fand daher den Markt in Paramaribo überfüllt, oder vielmehr, wer Sklaven brauchte, hatte sich schon auf den früheren Märkten damit versehen, und das Schiff mußte an mehre Hafen anfahren, bis es seine gute Waare losschlagen konnte. So dachte man damals, und der ehrliche Nettelbeck auch.

Dafür erwartete unsern Colberger dort in den Plantagen eine eigne Ueberraschung. Als er vor acht Jahren (1764) in bessern Umständen sein Haus in Königsberg bewohnte, ließ er von einem ältlichen Manne vor seiner Thür Holz spalten. Der Mann schien sehr dämlich und ungeschickt. Nettelbeck fragte ihn, ob er sonst nichts verstände? Mit dem Holzhauen werde er es nicht weit bringen. Der Mann erwiederte: was einmal zum Heller ausgeprägt sei, werde nimmermehr zum Thaler. Wie sie so weiter sprachen, erfuhr er, daß der Mann ein Landsmann war, ein Pommer — aus Belgard — daß er Kniffel heiße. Da schoß ihm etwas aufs Herz. — Habt Ihr Brüder? fragte er. — Ein Paar hatte ich, sagte er, die sind vor langen Jahren in die weite Welt gegangen und verkommen. — Wißt Ihr die Vornamen? Die wußte er. Nun war Nettelbeck seiner Sache gewiß. Das waren die reichen Plantagenbesitzer in Surinam, die Gebrüder Kniffel, die ihn einst so liebreich aufgenommen. Er erkundigte sich weiter nach dem Manne und erfuhr, daß er ein halber Thor sei, an seiner Frau sei noch weniger zu rühmen, die Tochter aber, ein 16jährig Mädchen, wär' ein gutartig liebes Geschöpf, wachse aber wie so ein buttig Ding auf der Straße hin. Es schoß ihm nun immer mehr ums Herz, und er schrieb nach Surinam an die Gebrüder Kniffel: das habe ich hier gefunden, so steht es hier, wollt Ihr etwas für Eure arme Verwandte thun? Ehe ein Brief nach Surinam geht, und Antwort kommt, kann leicht Jahr und Tag vergehen, dachte Nettelbeck, und dann ist es zu spät. Er that darum alles, was in seinen Kräften,

um die Familie vor Mangel zu schützen. Das Mädchen aber ließ er etwas besser kleiden und ihr Unterricht geben; ließ es auch selbst nicht an guten Ermahnungen zu einem ehrbar christlichen Wandel mangeln. Das schien anzuschlagen, und das Mädchen wuchs recht hübsch auf, als plötzlich ein Brief der Gebrüder Kniffel ankam, voller Dank und Freude. Das sei lange ihr Wunsch gewesen, von ihrem todtgeglaubten Bruder etwas zu erfahren, er solle in seinen übrigen Lebenstagen nicht darben, darum wiesen sie ihm eine anständige Leibrente bei einem Königsberger Hause an. Aber seine Tochter, ihre Nichte, möchten sie gar zu gern bei sich haben, da sie ohne Blutsfreunde und Erben wären, und wenn er's machen könne, wollten sie ihm doppelt zu Dank sein.

Und Nettelbeck machte es denn. Die Eltern, toll vor Freude, willigten gern drein. Die Tochter, ein halbes Kind, aber hübsch herausgewachsen, ließ sich von Nettelbeck nach Amsterdam schicken, von da ward sie durch die Correspondenten glücklich nach Surinam spedirt. An Dank fehlte es Nettelbeck nicht, auch zahlten die Gebrüder Kniffel anständig alle seine Auslagen wieder und noch darüber, wie es sich bei einem guten Commissionsgeschäft versteht. Seitdem waren lange Jahre vergangen und er hatte nichts aus Surinam gehört.

Nun war Nettelbecks erste Frage: Was machen denn meine Herrn Gebrüder Kniffel? — Todt — todt schon seit Jahren. — Aber das junge Frauenzimmer, das vor Jahren hergeschickt ward? Man meinte, sie würden's wohl zur Erbin einsetzen? — Lebt, und ist ihre Erbin. Ist Mynheer van Rose's, des Banco-Directors Gemahlin. Sie hat das ganze, ungeheure Kniffelsche Vermögen und noch mehr!

Nettelbeck machte sich auf den Weg. Ob sie ihn wohl wieder erkennen würde? Worauf mußte sein Negerknabe traben, einen wunderschönen blauen Papagei, hier eine Seltenheit, auf der Hand, und einen Affen auf dem Kopfe. Die reiche Erbin wohnte in dem, ihm wohlbekannten, Kniffelschen Hause, und vorn wimmelte es von schwarzen Sklavinnen. Er ließ sich melden als ein Kaufmann, der der gnädigen Frau seine Raritäten anbieten wollte. — Sie trat aus ihrem Zimmer, er erkannte sie auf den ersten Blick; aber wo war das Königsberger Gassenmädchen geblieben in der großen, stattlichen, ge-

bietenden Dame, die so sichern Schrittes auf ihn zu ging? — Aber plötzlich stockte sie: „Mein Gott, es ist unmöglich, — und doch muß ich Sie schon einmal gesehn haben!“ — „Freilich, war seine Antwort, den alten Nettelbeck aus Königsberg werden Sie doch nicht ganz vergessen haben!“

Ein Freudenschrei! Sie fiel ihm mit beiden Armen um den Hals. Die Thränen stürzten ihr aus den Augen — ihm wars auch nahe dran. Endlich sank sie in seinen Armen vor Rührung ohnmächtig nieder. Die schwarzen Dienerinnen erhoben ein entsetzlich Geschrei. Der Herr Gemahl stürzte herbei und stutzte nicht wenig, seine Gattin in den Armen eines unscheinbaren Fremden zu sehen. Er sprang hinzu, fragte: was das bedeute? — Sie konnte zuerst nicht antworten, Nettelbeck auch nicht. Endlich erholte sie sich, und der holländische Gemahl hatte die Geduld, so lange zu warten. „Das ist ja der ehrliche Nettelbeck aus Königsberg“, kam es nun von ihren Lippen, und da war es gelöst, aber sie war wieder der Ohnmacht nahe, und ihr Mann und Nettelbeck mußten sie in ein Zimmer daneben zum Kanapee führen. Als sie sich erholt, war sie in fieberhafter Bewegung, ihre ganze Seele in Aufruhr, tausend verwirrte Fragen stürzten heraus; sie wollte alles wissen, Nettelbeck sollte alles erzählen, von ihren Eltern, von Königsberg, sein Schicksal. Was hatte er nicht da zu erzählen! Endlich wollte er aufbrechen. Das ward nicht gelitten; er mußte zur Tafel bleiben, auch sein Capitain ward eingeladen. So lange er in Paramaribo lag, mußte er der tägliche Gast der dankbaren Frau sein, und von ihren drei Plantagen versorgte sie täglich das Schiff mit den besten, frischen Lebensmitteln.

Sie kannte nun Nettelbecks Schicksal: aus einem wohlhabenden Mann, einem Königlich Preußischen Seecapitain, war ein armer Mann geworden, der als Steuermann auf einem Kauffahrteischiffe sein Brot erwerben mußte. Er hatte ihr Schicksal einst gemacht — wer erwartet nicht, daß sie nun auch sein Schicksal machen würde. Die Frau von Millionen, hat sie ihm ein Schiff geschenkt? Eine Bagatell für sie. Nein, sie beauftragte den Capitain, die Lebensmittel, welche sie dem Schiff täglich lieferte, zum mittlern Marktpreis zu berechnen, und die Summe auf Nettelbecks Conto gut zu schreiben. Auf diese Weise hatte unser Freund einen kleinen Gewinn von 140 Gulden, etwa 80 Thaler preußisch. Das Königsberger Straßenmädchen war eine

gute Holländerin und Kaufmannsfrau geworden. Der ehrliche Nettelbeck scheint aber ganz zufrieden gewesen zu sein.

Auch von ihren Eltern hatte er der Frau Auskunft geben müssen. Was war da zu sagen! Man müsse dem alten Manne schon dies und jenes zu gut halten, weil er es nicht besser verstände. Er hatte sich auch den Titel „Licent-Rath" gekauft, was er der Tochter wohlweislich verschwiegen. Sie lachte herzlich, als sie es hörte, bis sie hinzusetzte: „Ei warum auch nicht? Laßt doch dem alten Mann seine Puppe!" Später fand Nettelbeck den alten Licent-Rath Kniffel und sein vertrunkenes Weib in gar kläglichen Umständen, sie hatten in ihrer Thorheit alles verthan. Ob Mynheer van Rose's Gattin, die gewaltige Dame von Paramaribo, noch etwas für die unverbesserlichen Eltern gethan, hat er nicht erfahren. Er selbst scheint auch nichts mehr von ihr erfahren zu haben, seit er 1773 wieder in See stach.

Nach Vliessingen zurückgekehrt, verdung er sich auf der englischen Flotte. Es schien ihm schon der Mühe werth, auch einmal den englischen Seedienst zu versuchen. Als Schiffslieutenant fuhr er im März 1774 auf dem Jupiter von 64 Kanonen unter Capitain Kappe zur Escorte von 1500 Seesoldaten nach den englischen Besitzungen von Guinea, von da nach Jamaika und zurück nach Europa. „Meine Lust, mich im englischen Dienst umzusehen, hatte ich mit dieser Reise vollständig und für immer gebüßt. Das war nicht für meinen nüchternen deutschen Sinn gemacht. — Da ist keine Ehre und kein Respect; man hört nichts andres, als Goddam und brutale Reden ohne Zahl." — Es wird wohl jetzt auf der englischen Marine etwas anders sein.

Nun trieb's ihn wieder in die Heimath. Aber er langweilte sich sehr. Mit der Navigationsschule, die er nochmals anlegte, war's doch ein spärlich Ding, und mehre Speculationen schlugen ganz fehl; auch war es alles für ihn zu eng und klein. Am 28. April 1777 rettete er, wie oben erzählt, den Dom in Colberg, in den der Blitz geschlagen, indem er, mit äußerster Lebensgefahr in die Spitze kletterte, wo keiner sich hinwagte, und im erstickenden Dampf und sprühenden Kohlenregen mit einer Spritze das Nest des Feuers löschte. Bewußtlos mußte er hinabgetragen werden und blieb lange daran krank.

Dafür schickte ihm König Friedrich der Große eine goldene Denkmünze; sonst that man nichts für ihn.

Nach verschiedenen Seefahrten, die nichts Erkleckliches einbrachten, hatte er das Vertrauen eines Londoner Hauses gewonnen; die Herren boten ihm an, er solle sich auf eigene Rechnung ein Schiff kaufen, sie wollten ihm creditiren. Er aber hatte ein Haar darin gefunden, und meinte, der Capitain müsse nicht zugleich der Rheder sein. Dafür übernahm er es, für das Londoner Haus einen schwierigen Vergleich mit einem angesehenen Rheder in Stettin zu schließen. Dieser Rheder, Groß, war als ein Krauskopf bekannt, und weder Nettelbeck noch die Londoner Herren hatten großes Vertrauen. Aber die gerade ehrliche Art, mit der der Colberger zu Werke ging, erleichterte die Sache. Der Vergleich kam zu Stande zu aller Zufriedenheit, und so sehr zu der des Herrn Groß, daß er Nettelbeck die Führung eines neuen großen Schiffes unter vortheilhaften Bedingungen antrug. „Einen Mann von Eurem Schlage hatt' ich mir schon längst für mein bestes Schiff gewünscht." Der Colberger hatte manche Bedenken, er war ein Hitzkopf und Groß war ein Hitzkopf; sie waren schon früher an einander gerathen. Mancher widerrieth ihm, sich nicht mit einem Kaufmann einzulassen, dem es Niemand recht mache, andere aber sagten: Wenn zwei Krausköpfe zusammen kommen, aber rechtliche Leute sind, wie Ihr Beide, dann wird schon was draus. Und so ward es denn. Im Februar 1780 löschte er seine erste Ladung nach einer ziemlich glücklichen Fahrt in Bordeaux. Es war damals beim amerikanischen Kriege unter der neutralen preußischen Flagge ungeheures Geld zu verdienen. In den französischen Häfen gefiel es ihm auch nicht, die Franzosen waren gar zu listig, ränkesüchtig und auf den Vortheil aus. Auf einer Fahrt nach Hamburg besäuft sich sein Volk dermaßen, daß er es kaum regieren kann; er muß sich durch List helfen, und läßt zweien einen Aderlaß geben, daß sie fast stille Leute werden. Von Hamburg erhielt er eine Fracht nach Lissabon, und das ist der Glanzpunkt seiner Schifferthätigkeit.

Er hat glücklich im Tajo gelöscht und will eben zur Mittagstafel beim Correspondenten seines Hauses, John Bulkeley, gehen, als ihm ein großes Menschengedränge auf dem Markt begegnet. Alles strömt nach einem aufgeschlagenen großen Zelte, von dessen

Spitze, zu seiner großen Verwunderung, die preußische Flagge weht. Neugierig drängt er sich durch, und zu seiner noch größeren Verwunderung sieht er am Eingang ein Paar baumhohe preußische Grenadiere in ihren hohen blanken Spitzmützen Schildwacht stehen. Schon will er die Hand ihnen entgegen strecken und sie grüßen, als er zu rechter Zeit sieht, daß es Wachspuppen sind. Er stand vor einem Wachsfigurencabinet, und als er eintritt ist das erste, was ihm entgegen schaut, — sein alter König Friedrich mit den blitzenden Augen. Das Richterschwert hält er in der Hand; ein Mann mit Weib und Kindern fleht auf den Knieen zu ihm um Gerechtigkeit. Ihm zur Rechten war eine große Wage angebracht, in deren einer Schale eine Bildsäule der Gerechtigkeit thronte, die andere, mit Papieren und Akten angefüllt, war hoch in die Höhe geschnellt. Zur andern Seite stand eine Gruppe preußischer Generale und Justizpersonen, im Hintergrunde aber mit leuchtenden Buchstaben in portugiesisch: Gerechtigkeitspflege des Königs von Preußen. Darunter: Müller Arnold. Ein Ausrufer erzählte die neueste Neuigkeit des Tages, die ganz Europa electrisch durchzuckte, die Geschichte des Müllers und des Königs mit lauter Stimme. „Da hämmerte mir armen Narren, sagt Nettelbeck, das Herz unter'm dritten Knopfloch, daß ich mich vor patriotischer freudiger Wehmuth kaum zu lassen wußte. Es mußte heraus!" Er drängte sich in den innersten Kreis, und rief: „Mein König! Ich bin Preuße!"

Was nun folgt, das klingt fast wie ein Wunder. Der dichte Haufe rund um, wie er die Worte hört, ist wie bezaubert. Alles umringt ihn und sinkt auf die Kniee, und hebt, wie anbetend, die Hände zu ihm auf. Der Eine ruft: „Gloria dem Könige von Preußen!" Andere: „Heil ihm! — Heil für die strenge Gerechtigkeit". Wie schwärmerisch rief dann der ganze Chor: „Leuchtendes Beispiel für alle Regenten der Erde! Heil ihm!"

Nettelbeck drängten die Thränen in einem fort aus dem Auge, er neigte sich ringsumher, er legte die Hand auf's Herz, er dankte stammelnd und suchte nun einen Ausweg. Zwar machten sie willig Platz, aber sie folgten ihm mit anhaltendem Freudengeschrei: „Vivat der gerechte König!" Sein Herz ward ihm zu schwer; er schwankte, konnte nicht weiter und mußte sich erschöpft an eine Straßenecke

lehnen. Stumm, mit erhobenen Händen dankte er dem Volke. Was konnte er weniger thun! Rund um ihn, Kopf an Kopf, drängten sie sich auf den Knieen. Endlich wankte er um die Ecke, aber die ganze Gasse hinter ihm drein: Vivat der König von Preußen! Im Hause des Correspondenten wußte man nicht, was es zu bedeuten, obgleich Alle die Köpfe aus den Fenstern gesteckt. Nettelbeck wußte auch nicht zu antworten, er war zu aufgeregt, aber da das Volk nun auch den Platz vor dem Hause belagerte, mußte er gleich auf den Balkon hinaustreten, und sich ihm zeigen, um es zu beruhigen, und nachdem er mit Hand und Mund gedankt, verlief es sich dann endlich. Solche Ausbrüche von lebhafter Begeisterung sind bei südlichen Völkern nicht ungewöhnlich. In Portugall, wie in vielen andern Ländern kannte man unter den Großen wenig oder nichts von dem Gerechtigkeitsgefühl, welches den großen Friedrich in der Sache des Müller Arnold so handeln und sprechen ließ, als er gethan. Das arme gedrückte Volk konnte also wohl Freudenthränen vergießen und in eine Art wehmüthigen Taumels gerathen, als es einen Preußen sah, einen Bürger des glücklichen Volkes, wo damals solche Gerechtigkeit geübt wurde zu Gunsten der Geringen und Armen gegen die Großen und Mächtigen, was bei ihnen nicht war und nicht für möglich dünkte. Möglich ist auch, wie der Herausgeber von Nettelbecks Leben vermuthet, daß das Volk, was dort eben so unwissend als leichtgläubig ist, ein Wort aufgriff, und in dem kleinen Schiffer Nettelbeck endlich den großen König Friedrich selbst, der klein von Statur war, zu sehen glaubte. Ein Wort, ein Schall, eine allgemeine Dröhnung, und man glaubt bei jenen Völkern von heißem Blut und ohne Schulbildung Alles, auch was absolut unmöglich ist.

Auch die vornehmen Kaufleute mochten dadurch auf ihn aufmerksam geworden sein. Er ward ein Paar Tage darauf auf der Börse zu einem ihm ganz unbekannten Portugiesen zum Mittag eingeladen. Außer ihm noch acht andere Capitaine von allen Nationen. Es ward reich aufgetischt, und die anwesenden Kaufleute tranken den Capitainen nach Leibeskraft zu. Nur Nettelbeck, wie ihm auch zugeredet und er geneckt ward, trank nicht mehr, als er vertragen konnte. „Basta, und keinen Tropfen mehr!“ rief er und stand auf, während die Andern schon unterm Tisch lagen. Es war ein bestialischer Anblick.

Er war auch nicht sehr guten Muthes, als er am Morgen in sei-

nem Schiff sich die Augen rieb, wie aber war er erstaunt, als er den gestrigen Gastgeber und alle Kaufleute, die beim Gelag waren, eintreten sah. Sie schüttelten ihm treuherzig die Hand und sagten: sie hätten das gestrige Trinkfest mit Absicht angestellt, um sich unter Neunen den rechten Mann auszusuchen, dem sie eine Ladung von hohem Werth anvertrauen könnten. Er sei es und — mit einem Wort, ihm ward eine der reichsten Frachten, die damals auf Brettern schwamm, und die nur einer neutralen Flagge, wie der preußischen, anvertraut werden konnte, unter den vortheilhaftesten Bedingungen übergeben. Für ein Frachtgeld von 35,000 Thaler Preußisch, außer andern Vortheilen verlud er eine Ladung ostindischen Thee nach Amsterdam, die — eine Million werth gewesen sein soll. Ihm persönlich ward noch vom holländischen Consul auf sein ehrlich Gesicht ein Päckchen rohe Diamanten anvertraut, die in Amsterdam geschliffen werden sollten. Diese mußten von so hohem Werthe sein, daß der Consul sie ihm eigenhändig in seine Hosen nähte, und ihm aufs Gewissen band, keiner Seele etwas davon zu sagen. Die Angst darum ließ dem armen Nettelbeck keinen Augenblick Ruhe. Indessen brachte er Diamanten, Thee und Schiff nach mancherlei Fährlichkeiten und Abenteuer durch Sturm, Feinde und Eis glücklich nach Amsterdam und erntete Ehre und Vortheil. In allen großen Hafenstädten, wo die Ladung versichert war, ward des Schiffes Ankunft als frohes Ereigniß gefeiert, und auch sein Rheder erwies sich nachher sehr anständig gegen unsern Nettelbeck.

Er fand bald wieder eine Ladung nach Lissabon, wo es ihm diesmal aber nicht so gut erging als das erste Mal. Schon daß er, bei besonders günstigem Winde, den Weg von Dover nach Lissabon in vier Tagen zurücklegte, was nie rascher geschehen, erregte bei den Portugiesen den Glauben, daß er das nur als Ketzer vermöge seiner Verbindung mit dem Fürsten der Finsterniß ermöglicht habe. Er ward vielfach chikanirt, machte aber noch viele Fahrten von da nach Hamburg, Memel und zurück. Bei einer letzten nach der portugiesischen Hauptstadt hatte er Zank mit einem portugiesischen Schiff, welches sich im Hafen mit seinem scheuerte, und beide litten dadurch Schaden an ihrer Verkleidung, worauf er an seinem Schiff nicht viel achtete, wogegen die Rheder des portugiesischen ihm einen Prozeß an den Hals warfen, behauptend, er habe den Schaden an ihrem Fahr-

zeug angerichtet. Er ließ den Prozeß hinter sich zurück, und stach mit seiner Ladung Seesalz ins Meer. Kaum aber aus dem Tajo, merkte er, daß das Schiff Wasser einließ; und immer mehr und immer höher stieg es. Alles Pumpen wollte nicht mehr helfen, und der Wind stand vom Lande, so daß es unmöglich war in den Hafen zurückzusteuern.

In dieser Noth lag Alles daran den schadhaften Fleck auszufinden. Die Gewässer des atlantischen Oceans sind in dieser Gegend so klar und durchsichtig, daß man in einer ziemlichen Tiefe Alles deutlich sieht. Nach einer genauen Besichtigung fanden sie, daß an der Seite des Schiffes, ungefähr 4 bis 5 Fuß tief unter der Oberfläche die Spähne von der äußern Haut abstanden. Unstreitig ein trauriges Andenken des Zusammenstoßens mit dem portugiesischen Schiffe. Hier mußte schleuniger Rath geschafft, ein Pflaster auf die wunde Stelle gelegt werden.

Dies bereitete denn Nettelbeck auch buchstäblich. Er zerschlug eine Citronenkiste, nahm den biegsamen Boden heraus, zerschnitt seine eigne Steppdecke nach der Größe des Brettes, theerte sie und den Kistenboden von beiden Seiten, heftete Beides mit kleinen Nägeln an einander, und bohrte am Rande 8—10 Löcher, in die er größere Nägel steckte, sorgfältig mit Werg umwunden, damit sie nicht herausfielen.

Das Pflaster war nun fertig, wer legt es an? Auf einem Bootsanker sollte er sich fest machen, unter dem Wasser bis zum Leck hinablassen, das Brett auf den zerstoßenen Fleck passen und mit dem an die Hand gebundenen Hammer schnell, ehe ihm der Athem verging, festklopfen. — Freiwillige vor! hieß es. Niemand regte sich. — Doppelte Monatsgage! Keiner meldete sich. — Wir müssen Alle ohne Barmherzigkeit ersaufen! — Sie sahen sich verdutzt an und schüttelten den Kopf. „So muß ich wohl selbst der Mann sein, der für Euch Hundsfötter das Leben in die Schanze schlägt!“ Gesagt, gethan, Nettelbeck tauchte; (er war in seiner Jugend ein guter Taucher gewesen) das Brett paßte, mit drei Schlägen auf jeden Nagel saß es fest, und die Leute zogen ihn herauf, noch just im Augenblick ehe er erstickte. Es half, der Druck des Meeres schlug das Brett fester und sie konnten jetzt mit einer Pumpe das Meer halten. Einmal hatte ein Schiffer einen ähnlichen Leck durch eine in die offene Fuge eingeklemmte Flunder gestopft!

Aber die Nordſee war furchtbar. Als ſie um die gefährliche Spitze von Skaagerak ins Kattegat hineintaſteten, überfiel ſie ein ſchrecklicher Sturm aus Norden. Er blies in ihr eingerefftes Fock- und Vormarsſegel dermaßen, daß bald die Fetzen davon in die Lüfte flogen. Das Schiff ließ ſich nicht mehr vor dem Winde ſteuern, es ward unter den Wind gedreht. Das Schiff arbeitete und ſchlenkerte in der brauſenden, kochenden See voll blinder Klippen ſo gewaltig,

daß Alle kaum die Augen aufschlagen konnten. Ein neues Focksegel, an die Raa geschlagen, platzte und peitschte und schlug mit seinen Zipfeln um sich; im nächsten Augenblick war es in Lappen auf und davon. Nettelbeck stieg selbst auf den Mast, um das Segel unter die Raa zu bringen; es war unmöglich.

Wo das Schiff dem Ruder nicht mehr folgen mochte, war alle Kunst des Steuerns zu Schanden. Mit sichtlichen Augen wurden sie in ihren Untergang hinein getrieben. Sie standen nach wenig Augenblicken auf einem Steinfelsen fest. In furchtbaren Wogen stürzte die See über ihr Schiff, sie sprützte bis in die Mastkörbe. Von den gewaltigen Stößen durchlöcherte der Boden und lief voll Wasser. An ein Abkommen war nicht mehr zu denken. Das war ein schrecklicher 11ter Mai des Jahres 1783. Nettelbeck und sechs Mann hingen am Besaan, die acht andern am großen Mast. Es war neun Uhr Abends. Nettelbeck erkannte, die einzig mögliche Rettung war, wenn sie die Schaluppe in ihre Gewalt bekamen. Drei wackre Kerle kletterten aufs Verdeck hinab, zerhieben die Taue, womit die Schaluppe dort angebunden, und befestigten an den Kahn andere längere, welche die Matrosen oben in Händen behielten. Eine Sturzwelle schleuderte die Schaluppe über Bord. Mit äußerster Anstrengung aber hielten die im Mast die Taue fest.

Da brach um eilf Uhr das Schiff in der Mitte auseinander, Fock- und großer Mast stürzten über Bord, letzterer jedoch in so glücklicher Richtung, daß er auf das Hintertheil zufiel, und so dicht neben den Besaanmast hinstreifte, daß die an jenem klebenden acht Mann Zeit hatten, sich zu den sieben am Besaanmast zu retten. Nun hingen alle vierzehn Mann mit dem Capitain an diesem letztern. Der Hintertheil des Schiffes, worauf dieser stand, hatte sich aber durch das Bersten des Schiffes so gelöst, daß es in eine starke Bewegung gerieth und mit jeder Sturzwelle, wechselsweise, bald sich seitwärts weit aufs Wasser legte, bald wieder in die Höhe hob. Man mag denken, wie übel den Funfzehn auf dem Maste dabei zu Muthe war. Aber ohne Zaudern zogen sie die Schaluppe an den Tauen zu sich heran, kehrten sie, nicht ohne große Mühe, wieder um, holten sie mit ihrem Vordertheil so in die Höhe, daß ein Theil des Wassers rauslief, und sprangen oder stiegen dann, Einer nach dem Andern hinein.

Mittelst der vier darin angebundenen Ruder gelang es ihnen, aus dem Labyrinth voll brandender Klippen ins offene Wasser zu treiben. Oft füllten Schlagwellen das Fahrzeug fast bis zum Sinken und sie mußten immerfort mit ihren Hüten schöpfen. Jeden Augenblick den Tod vor Augen sehend, waren sie doch einmüthig, ihre letzten Kräfte zur Abwehr anzustrengen, und wurden dann, von Wind und Wellen bis am folgenden Mittag getrieben, endlich um ein Uhr Nachmittags auf der Ostspitze der Insel Anholt, ohnweit des Feuerthurms, unter neuer Lebensgefahr an den Strand gesetzt.

Nettelbecks Erstes war, sich in den trockenen Ufersand auf die Kniee zu werfen, und dem Barmherzigen mit heißglühender Seele für die wunderbare Erhaltung seines Lebens zu danken. Dann aber kamen trübe Gedanken, die sein Herz mit ernster Wehmuth füllten. Mit seinem schönen Schiffe war es ihm, als wäre sein liebster Freund abgestorben. Der Steinfelsen, an dem es scheiterte, mitten im Fahrwasser des Kattegat gelegen, und „der Thronsitz" genannt, sollte ihm ewig schmerzlich merkwürdig bleiben. Es war das Ende seiner Seefahrten.

Beim Feuerinspector am Feuerthurme fanden die Schiffbrüchigen die gastlichste Aufnahme, und schifften von dort aus nach Helsingör, wo Nettelbeck die Mannschaft eidlich über das Alle betroffene Unglück vernehmen ließ, um die Zahlung der Assecuranz zu sichern. Die Mannschaft zerstob, nachdem sie die Löhnung empfangen, in alle Himmelsgegenden, von wo sie gekommen, sonst nackt und bloß, denn Niemand hatte eine Faser gerettet. Er selbst mußte sich neu kleiden. Eine Jüdin wollte für das Hemde, das er kaufte, als sie von seinem Unglück hörte, durchaus keine Bezahlung annehmen; er mußte das Geld ihr aufdringen. Als Passagier ging Nettelbeck mit einem Schiffe nach Stettin, um der traurige Bote seines Schicksals zu sein, und um dem Patron über Alles Rede und Antwort zu geben und mit ihm abzurechnen.

Dieser hatte eigentlich kaum einen Schaden erlitten. Groß, als vorsichtiger Kaufmann, hatte bei jeder neuen Fahrt sein Schiff durch Nettelbeck versichern lassen. Neu, mit vollem Zubehör hatte es 22,000 Thaler gekostet, und es war jetzt mit 20,000 assecurirt! Anders fiel die Sache für Nettelbeck aus. Sein eigenes eben wieder aufkeimendes

Glück ward durch den Schiffbruch völlig zertrümmert. Allerdings war sein festes Gehalt, welches er bei seinem Patron stehen lassen, unverloren, allein ein Schiffscapitain hat auf vollkommen rechtmäßige Weise noch so mancherlei Gelegenheit zu allerhand Nebenverdienst, und nicht leicht verläßt er einen Hafen, ohne auf irgend einen kleinen Handel zu seinem Privatvortheil speculirt zu haben, um so vortheilhafter, als er Frachtgelder und Assecuranzprämien daran erspart. Alle diese kleinen Ersparnisse hatte er immer wieder auf's Neue in Waaren angelegt, und so hatte er diesmal den Werth von beinahe 11,000 Gulden an Bord geführt. Alles dies ging mit dem Schiff zu Grunde; er hatte sich's diese Jahre vergeblich sauer werden lassen.

Die bessere Halbscheid seines Lebens lag hinter ihm; sollte er noch einmal von Neuem anfangen! Man bot ihm die Führung mehrer Schiffe an; er lehnte sie ab. Er war müde, wer verargt es ihm! Zudem war damals, als auch der amerikanische Krieg zu Ende, wenig Ehre und Vortheil mehr bei der Schifffahrt abzusehen. So gab Joachim Nettelbeck das Seewesen ganz auf, und ward wieder Bürger von Colberg. Er übernahm eine ruhige bürgerliche Nahrung, die Bierbrauerei und Branntweinbrennerei seines Vaters, und glaubte, nachdem er über zwanzig Jahr still hin gearbeitet, nur mit Bürgern und Landleuten in Verkehr, daß er in derselben Stille zu seinen Vätern hinschlummern werde, vergessen von der Nachwelt, wie tausende und aber tausende, die vor ihm mit den Wellen eben so tapfer gekämpft hatten, als der Krieg 1806 und 1807 ihn mit einem Male wieder an die Oeffentlichkeit rief, und der fast 70jährige Greis auf den Wällen des belagerten Colberg an der Seite des großen Gneisenau sich einen Namen erwarb, der nicht vergessen werden wird, so lange es eine preußische Geschichte giebt.

Davon werden wir ein ander Mal reden. Was hier von dem Seefahrer Nettelbeck erzählt ist, dünkt uns so bedeutend und anziehend als irgend etwas, was ein Dichter vom Leben eines einzelnen Mannes, der ein Schiff regierte, ersinnen könnte. Da finden wir die Keime einer Kraft und praktischen Tüchtigkeit, die, wenn sie ausgebildet worden, und von den deutschen Regierungen die gehörige Unterstützung gefunden, Deutschland wieder Seefahrer geliefert hätte, und vielleicht Flotten, die an jene mächtigen Hanseflotten des Mittel-

alters erinnert, vor denen England und der Norden, Spanien und die Südländer nicht aufkamen und oft zitterten. Jetzt, wo der Versuch, wenn auch mit keiner deutschen, doch mit einer preußischen Marine gemacht wird, ist es wohl besonders an der Zeit, an den ersten Königlich Preußischen Schiffs-Capitain, unter Friedrich dem Großen, den kühnen und vielerprüften Seefahrer Joachim Nettelbeck zu erinnern.